FEDER UND SCHWERT:
DIE INTERAKTION VON LITERATUR UND MILITÄR BEI J. M. R. LENZ

by

RONALD RICHARDT

(Under the Direction of Martin Kagel)

ABSTRACT

In dieser Arbeit geht es vorrangig um das sogenannte Soldatenprojekt von J. M. R. Lenz, seinen Versuch, die Destabilisierung der Zivilgesellschaft durch moralisch fragwürdig handelnde Soldaten zu beenden. Ich möchte vor allem herausfinden, in welchem Verhältnis das Drama „Die Soldaten“ zu diesem Reformvorhaben und zu der Abhandlung „Über die Soldatenehen“ steht, welche als Kern des Projekts betrachtet werden kann. Um diese Frage zu beantworten, wähle ich einen systemtheoretischen Ausgangspunkt, da das Reformprojekt und die in seinem Umfeld entstandenen Texte Zeugen eines Versuchs der Einflussnahme auf die Systemumwelt der Kunst mit deren Mitteln darstellen. Daher ist es geboten, diese Systeme und ihre Beziehung zueinander möglichst exakt zu erfassen, bevor der Versuch einer Kommunikation zwischen ihnen betrachtet werden kann.

INDEX WORDS: J. M. R. Lenz; Die Soldaten; Über die Soldatenehen;
Reformprojekt; Kunst; Systemtheorie; Irritation

FEDER UND SCHWERT:
DIE INTERAKTION VON LITERATUR UND MILITÄR BEI J. M. R. LENZ

by

RONALD RICHARDT

A Thesis Submitted to the Graduate Faculty of the University of Georgia in Partial
Fulfillment of the Requirements for the Degree

MASTER OF ARTS
ATHENS, GEORGIA

2006

© 2006
Ronald Richardt
All Rights Reserved

FEDER UND SCHWERT:
DIE INTERAKTION VON LITERATUR UND MILITÄR BEI J. M. R. LENZ

by

RONALD RICHARDT

Major Professor: Martin Kagel
Committee: Brigitte Rossbacher
Max Reinhart

Electronic Version Approved:

Maureen Grasso
Dean of the Graduate School
The University of Georgia
May 2006

INHALT

1. EINLEITUNG: LITERATUR UND MILITÄR ALS INTERAGIERENDE SYSTEME.....	5
2. DIREKTE UNIDIREKTIONALE IRRITATION DER KUNST DURCH DAS MILITÄR.....	5
2.1. VORÜBERLEGUNGEN	5
2.2. UNIDIREKTIONALE IRRITATION DER KUNST DURCH DAS MILITÄR IN KANTS ÄSTHETIK	7
3. INDIREKTE UNIDIREKTIONALE IRRITATION DER KUNST DURCH DAS MILITÄR.....	13
3.1. VORÜBERLEGUNGEN	13
3.2. INDIREKTE IRRITATION DER KUNST DURCH DAS MILITÄR AM BEISPIEL DER PERSONALUNION LENZ .	16
4. BIDIREKTIONALE IRRITATION ZWISCHEN MILITÄR UND KUNST.....	17
4.1. VORÜBERLEGUNGEN	17
4.2. LENZ' THEATERTHEORIE ALS IRRITATIONSMODELL	25
4.3. DIREKTE IRRITATION DES MILITÄRS DURCH DIE KUNST	37
4.4. INDIREKTE IRRITATION DES MILITÄRS DURCH DIE KUNST: DAS DRAMA ALS LÖSUNGSWEG	38
4.4.1. <i>Vorüberlegungen</i>	38
4.4.2. <i>Erkenntnisleitende Diskurse innerhalb des Stücks</i>	39
4.4.3. <i>Lösungsansätze innerhalb des Dramas</i>	62
4.5. INDIREKTE IRRITATION DES MILITÄRS DURCH DIE KUNST: DAS TRAKTAT ALS LÖSUNG	77
5. SCHLUSSBETRACHTUNGEN.....	85
6. LITERATUR.....	88

1. Einleitung: Literatur und Militär als interagierende Systeme

Die Verbindung von Literatur, Militär und Aufklärung ist kontraintuitiv und bildet somit einen vielversprechenden Ausgangspunkt für nichttriviale Untersuchungsergebnisse, sofern mit Nichtselbstverständlichkeit eine Hoffnung auf Erkenntnis verbunden werden kann.¹ Ich werde zunächst versuchen, die überkomplexe Konstellation von Literatur, Militär und Aufklärung durch Vereinfachung handhabbar zu machen² – wozu die folgende systemtheoretische Beschreibung dienen soll.³ Die Epoche der Aufklärung bildete eine Blütezeit funktionaler Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Subsysteme – unter ihnen auch Militär und Literatur.⁴ Damit ist eine klare Grenze der Interaktion

¹ „Wahr sind nur die Gedanken, die sich selber nicht verstehen.“ Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt am Main 1969. S. 102.

² „Die Phänomene sind immer reicher, als die Kategorien in denen sie erfasst werden.“ (Helmut Lethen)

³ Ich beziehe mich dabei auf die Systemtheorie Niklas Luhmanns, welche ihrerseits im wesentlichen auf (Luhmanns ehemaligen Lehrer) Talcott Parsons zurückgeht und derzeit insbesondere von Dirk Baecker weiterentwickelt wird. Eine gute Einführung in die Luhmannsche Systemtheorie bietet Lilienthal, Markus: *Soziale Systeme. Die Gesellschaft der Gesellschaft*. In: Gamm, Gerhard/ Hetzel, Andreas/ Lilienthal, Markus: *Hauptwerke der Sozialphilosophie*. Stuttgart 2001. S. 267 – 289. Von besagter theoriegenetischer Relevanz ist v. a. Parsons, Talcott: *The Structure of Social Action*. New York 1937. Vgl. hierzu auch Wenzel, Harald: *Die Ordnung des Handelns. Talcott Parsons` Theorie des allgemeinen Handlungssystems*. Frankfurt am Main 1991. Als grundlegende Weiterentwicklung vom Luhmannschüler Dirk Baecker, dem Kopf der heutigen Berliner Systemtheorie, besonders empfehlenswert: Baecker, Dirk: *Wozu Systeme?* Berlin: Kadmos 2002. Er macht hierin einleitend auf die Anschließbarkeit der Systemtheorie an die (Hegelsche) Dialektik aufmerksam: „Danach [nach Luhmanns Ausführungen] beschreibt das ‚System‘ die Möglichkeit der Setzung des Unterschieds, die ‚Umwelt‘ das Ausgeschlossene dieses Unterschieds und die ‚Unterscheidung‘ den Bezug des Systems auf die Umwelt. Der Systembegriff besitzt daher jenen dialektischen Sinn, den Hegel ihm zugeschrieben hat: Er ist ‚verständige‘ Bestimmung und Unterschiedenheit; ‚dialektische‘ Aufhebung und Entgegensetzung; und schließlich ‚spekulativer Übergang‘ in eine neue Bestimmung.“ Ebd. S. 9.

⁴ Zur Ausdifferenzierung von Funktionssystemen und der dadurch erfolgten Umstellung von stratifikatorischer auf funktionale Binnendifferenzierung der Gesellschaft vgl. Luhmann, Niklas: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Band 2: Kapitel 4 – 5. Frankfurt am Main 1998. S. 707 – 776. Die Ausdifferenzierung des Kunstsystems war gegen Ende des 18. Jahrhunderts abgeschlossen. Erstaunlicherweise macht Luhmann meines Wissens keine Angaben zur Ausdifferenzierung des Militärs. Um die systemtheoretische Beschreibung des Interaktionsrahmens von Militär und Literatur im 18. Jh. fortsetzen zu können, sehe ich mich daher genötigt, diese Lücke provisorisch (da sie nicht den eigentlichen Gegenstand dieser Arbeit bildet) zu füllen. Ich datiere die weitgehend abgeschlossene Ausdifferenzierung des Militärs zu einem autopoietischen System (s. Anm. 5) auf den Beginn des 16. Jh. (als spätestmögliches Datum), indem ich die Dissoziation von den zu diesem Zeitpunkt bereits ausdifferenzierten gesellschaftlichen Subsystemen zum Entscheidungskriterium für vorliegende Autopoiesis verwende. Bei den bereits ausdifferenzierten Subsystemen handelt es sich um Religion, Politik und Wirtschaft. Zur Regierungszeit Maximilians I. war die Dissoziation bereits vollzogen: Weder die Religion (trotz aller

zwischen beiden Systemen gegeben, denn als autopoietische (und folglich auch autonome)⁵ sind sie selbstreproduktiv und also unabhängig von anderen Subsystemen der Gesellschaft.⁶ Sie können folglich deren Eingriffe zurückweisen. Daher scheidet operative Einflussnahme als Interaktionsmodus zwischen Militär und Literatur seit dem späteren 18. Jahrhundert aus. Durch seine Autonomie keineswegs ausgeschlossen ist jedoch eine kognitive Offenheit des das Literatursystem beherbergenden Kunstsystems für Irritationen, d. h. kognitive Reize, aus seiner Umwelt und umgekehrt der in der Umwelt des Kunstsystems befindlichen Systeme für von diesem ausgehende Irritationen. Betrachtet man im Anschluss an Luhmann die Kunst und somit auch die Literatur der Gesellschaft als autopoietisches System⁷, so lassen sich Bedingungen für

Bemühungen etwa von Berthold von Mainz), noch die Politik (trotz aller Bemühungen Maximilians und einiger reichsunmittelbarer Städte) oder die Wirtschaft (trotz ihrer –nicht uneigennütziger – Versuche, den Kaiser zu unterstützen) waren in der Lage, unmittelbar über die militärischen Verbände zu verfügen, um sie einzusetzen (etwa im Italienfeldzug, den der Kaiser und die ihm ergebenden Städte länger als das Militär fortzusetzen beabsichtigten). Um Kontrolle über die Aktionen des Militärs zu haben, war bereits zu diesem Zeitpunkt die Vermittlung über (das symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium – s. u.) Geld erforderlich. Sofern das notwendige Geld gezahlt wurde, agierte das Militär zwar in der gewünschten Form, aber eben nicht wegen ausgeübter Kontrolle, sondern aufgrund einer rationalen Kosten-Nutzen-Kalkulation; wenn es aber ausblieb, äußerte sich seine Autopoiesis als Willkür (man denke auch an die italienischen Condottiere). Zu den skizzierten historischen Fakten vgl. Wiesflecker, Hermann: Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit. Band 5. München 1992, Durchhardt, Heinz: Deutsche Verfassungsgeschichte 1495 – 1806. Stuttgart 1991. S. 42 ff, Krieger, Karl-Friedrich: König, Reich und Reichsreform im Spätmittelalter. Band 14. München 1992. S. 12 ff. Bedenkt man zudem, dass das frühe 16. Jahrhundert auch die Zeit der Professionalisierung (was freilich auch technologisch mit der zunehmenden Bedeutung der Artillerie koinzidiert) und Kasernierung (mustergültig in den neu entstandenen Garnisonsstädten sich niederschlagend) ist, so scheint mir eine Ausdifferenzierung des Militärs spätestens zu diesem Zeitpunkt für unsere Zwecke hinlänglich indiziert.⁵ „Wir [Niklas Luhmann] definieren [...] Autonomie als operative Schließung des Systems und operative Schließung als autopoietische Reproduktion der Elemente des Systems durch das Netzwerk eben dieser Elemente.“ Luhmann, Niklas: Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Hrsg. v. Dieter Lenzen. Frankfurt am Main 2002. S. 114. Zum (der Neurobiologie entnommenen) Konzept der Autopoiesis und der Inklusion von Autonomie vgl. weiterhin Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Band 1: Kapitel 1 – 3. Frankfurt am Main 1998. S. 65 ff.

⁶ Diese Unabhängigkeit ist aber dialektisch mit gesteigerter Abhängigkeit verknüpft, indem „spezifische Unabhängigkeit auf hohen spezifischen Abhängigkeiten beruht“. Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1987. S. 219.

⁷ Zu den Vorteilen einer funktional-vergleichenden Analyse vgl. auch ebd. S. 296 ff. Eine graphische Übersicht über die Resultate der bisherigen funktional-vergleichenden Analyse versucht Krause, Detlef: Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann mit über 500 Stichworten. Stuttgart: o. V. 2001. S. 36 [Abb. 12 a]. Von besonderer Bedeutung ist an dieser Stelle, dass der Begriff des autopoietischen Systems es erlaubt, „Geschlossenheit und Offenheit von Systemen nicht als Gegensatz [zu] formulieren, sondern als Bedingungsverhältnis“. Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer

Umweltbeziehungen der Kunst präzise benennen. Für (I.) direkte System-System-Interaktionen gilt beiderseitig: (1.) Die vom agierenden System ausgehende Irritation muss Relevanz für das angesprochene System haben (nicht Daten, sondern Wissen soll übermittelt werden), und (2.) diese Irritation hat in einem geeigneten Medium zu erfolgen – v. a. wenn die Annahmewahrscheinlichkeit als gering einzuschätzen ist, also etwa nach einem gescheiterten Irritationsversuch.⁸ Für (II.) indirekte Interaktion, d. h. für System-System-System-Interaktion gelten grundsätzlich dieselben Erfolgsbedingungen – und zwar für jede einzelne Phase, was die Wahrscheinlichkeit erfolgreicher Interaktion erheblich senkt. Damit ist ein erster Analyserahmen gegeben, dessen Leistungsfähigkeit und Potential es im folgenden am Gegenstand zu erproben gilt.

Im Mittelpunkt der folgenden Betrachtungen wird zunächst die faktische Irritation der Kunst durch das Militär stehen, da diese in den ästhetischen und literarischen Dokumenten des späteren 18. Jahrhunderts Spuren hinterlassen hat. Die Kantische Ästhetik, welche sich auf die unidirektionale Aufnahme von Reizen des Militärs in die Kunst beschränkt, ist dabei besonders bedeutsam, da sie die operative Schließung des Militärs gegenüber den ästhetischen und literarischen Diskursen festschreibt.

allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1987. S. 297. Insbesondere die operative Geschlossenheit (die eine Irritierbarkeit jedoch keineswegs ausschließt) bildet das zentrale Kriterium für die Zurechnung des Kunstsystems zu autopoietischen Systemen (wie am Beispiel des Militärs gezeigt: „Diese Bedingung der operativen Geschlossenheit kann man auch, im Übergang in eine andere Terminologie, als autopoietische *Autonomie* bezeichnen. Damit ist postuliert, daß die Autopoiesis innerhalb ihrer Grenzen unbedingt funktioniert mit der einzigen Alternative, daß das System aufhört zu existieren.“ Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997. S. 254. Hervorhebungen im Original.

⁸ Für diesen Fall ist dann der Einsatz symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien (wie Geld, Macht) erforderlich. Darunter sind solche Medien zu verstehen, welche – auf der Grundlage von gegenseitiger Anerkennung – eine Handlungskoordination zwischen Aktanten ermöglichen, ohne daß die Erzielung eines Konsenses notwendig wäre. Luhmanns Definition lautet: „Allgemein handelt es sich bei symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien um semantische Einrichtungen, die es ermöglichen, an sich unwahrscheinlichen Kommunikationen trotzdem Erfolg zu verschaffen. ‚Erfolg verschaffen‘ heißt dabei: die Annahmefähigkeit für Kommunikationen so zu erhöhen, daß die Kommunikation gewagt werden kann und nicht von vornherein als hoffnungslos unterlassen wird.“ Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main 1994. S. 21. Ausführlicher hierzu auch Luhmann, Niklas: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung. Band 2. Opladen 1975. S. 170 – 192.

Im Gegensatz dazu versucht Lenz, einen bidirektionalen Austausch von Irritationen zwischen Kunst und Militär zu etablieren. Bei seinem sogenannten Soldatenprojekt geht er gerade von der (auch operativen) Beeinflussbarkeit des Militärs durch die Kunst aus. In das Umfeld dieser Bemühungen gehören neben zahlreichen unveröffentlichten Schriften sein Drama „Die Soldaten“ und seine Abhandlung „Über die Soldatenehen“. Nachdem der Versuch direkter Irritation des Militärs in der Form operativer Einflussnahme scheiterte, gingen die im Drama experimentell erprobten Lösungsansätze in modifizierter Gestalt in den diskursiven Ansatz des Traktats ein – ein Vorgang, der mit der Lenzschen Theatertheorie begründbar ist. Herauszufinden, wie die Konstellation der verschiedenen Projekt-Bestandteile zueinander ist und welche Funktion ihnen innerhalb des Reformvorhabens zukommt, ist Anliegen der vorliegenden Arbeit.

2. Direkte unidirektionale Irritation der Kunst durch das Militär

2.1. Vorüberlegungen

Die Funktion der Kunst ist – folgt man Luhmann – die Reaktivierung von Possibilitäten, mithin die Erzeugung möglicher Welten. Wie „alle Probleme, die im Gesellschaftssystem zu lösen sind, direkt oder indirekt mit dieser Struktur des Mediums Sinn zu tun haben“⁹, so auch hier: Die Funktion der Kunst ist es, der Verknappung des Sinns auf den je realisierten entgegenzuwirken. Diese Verknappung ist immer schon gegeben, denn:

Was man wahrnimmt, ist schon so und nicht anders. Was man tut, ist durch Zwecke dirigiert, und warum nicht durch andere oder durch gar keine? Was die Kunst erstrebt, könnte man deshalb als Reaktivierung ausgeschalteter Possibilitäten bezeichnen. Ihre Funktion ist es, Welt in der Welt erscheinen zu lassen [...]. Eben deshalb müssen die Normalverweisungen des täglichen Lebens, die Zwecke und Nützlichkeiten gebrochen werden, um die Aufmerksamkeit von diesen Ablenkungen abzulenken. Die Darstellung der Welt in der Welt modifiziert die Welt selbst im Sinne des ‚so nicht Nötigen‘.¹⁰

⁹ Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997. S. 225. „Diese“ Struktur des Mediums Sinn beschreibt er (im Hinblick auf die Rolle der Kunst) folgendermaßen: „Sinn ist für Systemoperationen, die dieses Medium benutzen, jeweils nur aktuell gegeben. Aber die Aktualität [...] verweist (Husserl) auf andere, im Moment nicht aktuelle Möglichkeiten der Aktualisierung von Sinn. Es gibt diese Aktualität also überhaupt nur als Ausgangs- und Verknüpfungspunkt von Verweisungen. Modaltheoretisch gesprochen besteht die Einheit des Mediums Sinn also in einer Differenz – in der Differenz von Aktualität und Potentialität.“ Ebd. S. 224 f. Zum Sinn vgl. auch Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1987. S. 92 – 147, hier v. a. S. 93 f.

¹⁰ Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Band 1. Frankfurt am Main 1998. S. 352 f. Die Reaktivierung ausgeschalteter Possibilitäten faßt – um das Konzept am Beispiel zu erläutern – Brechts Programm des Epischen Theaters treffend zusammen und kann als Ziel der Verfremdungstechnik betrachtet werden: „Solche [historisierende] Abbilder erfordern freilich eine Spielweise, die den beobachtenden Geist

Mit dieser Funktionsbestimmung ist der Kunst ein gesellschaftskritisches Potential zugewiesen, denn was ist die von der Kunst geleistete Reaktivierung ausgeschalteter Möglichkeiten anderes, als „bestimmte Negation der bestimmten Gesellschaft“¹¹ durch „ihr bloßes Dasein“¹², ein Sein als Anderes, Unrealisiertes und – nicht zuletzt – Unnützes. Die Geschlossenheit-Offenheit des Kunstsystems, d. i. seine Semipermeabilität, fundiert diesen Anspruch. Da die besagte Semipermeabilität, verstanden als Gleichzeitigkeit von kognitiver Offen- und operativer Geschlossenheit, die Eigenschaft einer Grenze bezeichnet und eine solche sich nur durch die Möglichkeit der Überschreitung sinnvoll bestimmen lässt¹³, hat sie unmittelbar zwei Konsequenzen: Irritabilität für Faktizität und Präferenz für Possibilität.

Was ist das Kriterium des Ein- bzw. Ausschlusses von Faktizität, d. h. der Binärcode des Kunstsystems? Das alte schön/hässlich oder vielleicht interessant/uninteressant¹⁴? Hilfreicher als die unentschiedenen Vorschläge Luhmanns scheint mir sein Verweis auf die Ästhetiken als Reaktion auf „diese Situation gesteigerter Unsicherheit im Bereich der Kriterien“ zu sein.¹⁵ Es ist naheliegend, in ihnen nach einer Antwort zu suchen, weshalb die wichtigste unter ihnen, die Kantische Ästhetik, im folgenden näher betrachtet wird.

frei und beweglich erhält. Er muß sozusagen laufend fiktive Montagen an unserm Bau vornehmen können, indem er die gesellschaftlichen Triebkräfte in Gedanken abschaltet oder durch andere ersetzt, durch welches Verfahren ein aktuelles Verhalten etwas ‚Unnatürliches‘ bekommt, wodurch die aktuellen Triebkräfte ihrerseits ihre Natürlichkeit einbüßen und verhandelbar werden. [...] Die neuen V[erfremdungs]-Effekte sollten nur den gesellschaftlich beeinflussbaren Vorgängen den Stempel des Vertrauten wegnehmen, der sie heute vor dem Eingriff bewahrt. [...] Das lange nicht Geänderte nämlich scheint unänderbar.“ Brecht, Bertolt: Kleines Organon für das Theater. In: Brecht, Bertolt: Theaterarbeit. Chur – Zürich – Berlin. 1947 – 1956. Frankfurt am Main 1994. S. 39 f.

¹¹ Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie. Frankfurt am Main 1973. S. 335.

¹² Ebd.

¹³ Foucault, Michel: Vorrede zur Überschreitung. In: Critique, Nr. 195 – 196. o. O. 1963. S. 320 – 342.

¹⁴ So der Vorschlag von Weber, Niels: Literatur als System. Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation. Opladen 1992. S. 61 ff. Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997. S. 235 stellt diesem Vorschlag „bedenkliche Bemerkungen“ gegenüber, die m. E. mehr als berechtigt sind. Gerade die Interesslosigkeit war es, die die Ausdifferenzierung des Kunstsystems vorantrieb und Kunst von Kunsthandwerk schied.

¹⁵ Ebd. S. 268.

2.2. Unidirektionale Irritation der Kunst durch das Militär in Kants Ästhetik

Der 28. Paragraph der Kantischen „Kritik der Urteilskraft“ (1790) konfrontiert den überraschten Leser unmittelbar mit der Ästhetik des Militärs:

[W]as ist das, was selbst dem Wilden ein Gegenstand der größten Bewunderung ist? Ein Mensch, der nicht erschrickt, der sich nicht fürchtet, also der Gefahr nicht weicht, zugleich aber mit völliger Überlegung rüstig zu Werke geht. Auch im alleresittetsten Zustande bleibt diese Hochachtung für den Krieger; nur daß man noch dazu verlangt, daß er zugleich alle Tugenden des Friedens, Sanftmuth, Mitleid und selbst geziemende Sorgfalt für seine eigne Person, bewaise: eben darum, weil daran die Unbezwinglichkeit seines Gemüths durch Gefahr erkannt wird. Daher mag man noch so viel in der Vergleichung des Staatsmanns mit dem Feldherrn über die Vorzüglichkeit der Achtung, die einer vor dem andern verdient, streiten: das ästhetische Urtheil entscheidet für den letztern. Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volks, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich muthig darunter hat behaupten können: da hingegen ein langer Frieden den bloßen Handelsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volks zu erniedrigen pflegt.¹⁶

¹⁶ Kant, KdU § 28. Hier und im folgenden zitiere ich Kants „Kritik der Urteilskraft“ nach der Ausgabe: Kant, Immanuel: Kritik der Urteilskraft. In: Kants gesammelte Schriften. Hrsg. v. d. Königlich

Um diese Ausführungen richtig zu verstehen, ist eine Verortung im Gesamtgefüge der Kantischen Philosophie hilfreich. Zunächst ist also der intratextuelle, sodann der intertextuelle Kontext heranzuziehen. Der 28. Paragraph eröffnet die Betrachtung des „Dynamisch-Erhabenen der Natur“, in dessen Zentrum zunächst die Vorstellung „[v]on der Natur als einer Macht“ steht. Den einleitenden Definitionen¹⁷ folgt eine längere Ausführung über Furcht, deren Quintessenz es ist, dass für das Dynamisch-Erhabene zwar eine Vorstellung der jeweiligen Erscheinung der Natur als (prinzipiell) furchterregend, aber doch nicht (akut) furchteinflößend erforderlich ist.¹⁸ Die Furchtlosigkeit des Betrachters ist demnach eine *conditio sine qua non* für das Urteil der Erhabenheit der Natur (und somit des Militärs). Wie kommt nun aber diese Erhabenheit des Militärs zustande? Generell gilt, dass Erhabenheit keine Eigenschaft des Objekts bezeichnet, sondern ein Gefühl des betrachtenden Subjekts¹⁹, wie Kant im 23. Paragraphen klarstellt²⁰ und woraus er im 25. schließt: „Mithin ist die Geistesstimmung durch eine gewisse die reflectirende Urtheilskraft beschäftigende Vorstellung, nicht aber das Object erhaben zu nennen.“²¹ Dieses subjektive Gefühl der Erhabenheit resultiert nun aus einer Größenschätzung zwischen dem Objekt einerseits und den Vermögen der

Preußischen Akademie der Wissenschaften [Leitung der Kantkommission: Wilhelm Dilthey]. Erste Abtheilung: Werke. Band V: Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urtheilskraft. Berlin 1913. S. 165 – 485, hier 262 f. Hier und bei allen folgenden Zitaten aus der KdU werden die Hervorhebungen des Originals nicht wiedergegeben. Dass diese Ausgabe ausgerechnet am Vorabend des ersten Weltkrieges erschien, ist eine bittere Ironie der Geschichte.

¹⁷ „Macht ist ein Vermögen, welches großen Hindernissen überlegen ist. Eben dieselbe heißt Gewalt, wenn sie auch dem Widerstande dessen, was selbst Macht besitzt, überlegen ist. Die Natur, im ästhetischen Urtheile als Macht, die über uns keine Gewalt hat, betrachtet, ist dynamisch=erhaben.“ KdU, § 28 [S. 260].

¹⁸ Denn einerseits „kann für die ästhetische Urtheilskraft die Natur nur sofern als Macht, mithin dynamisch=erhaben gelten, sofern sie als Gegenstand der Furcht betrachtet wird“, doch andererseits gilt: „Wer sich fürchtet, kann über das Erhabene der Natur gar nicht urtheilen [...]“ Zitate ebd [S. 260 bzw. 261].

¹⁹ Dies gilt für alle ästhetischen Urtheile und begründet das, was Gadamer die „Subjektivierung der Ästhetik durch Kant“ nennen und deren „Verlustrechnung aufzumachen“ er sich anschicken wird. Vgl. Gadamer, Hans-Georg: Gesammelte Werke. Band 1: Hermeneutik 1. Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1990. S. 39 ff, Zitate ebd. S. 39.

²⁰ „Wir können nicht mehr sagen, als daß der Gegenstand zur Darstellung einer Erhabenheit tauglich sei, die im Gemüthe angetroffen werden kann; denn das eigentliche Erhabene kann in keiner sinnlichen Form enthalten sein, sondern trifft nur Ideen der Vernunft [...]“ Kant, KdU § 23 [S. 245].

²¹ Kant, KdU § 25 [S. 250].

Sinnlichkeit (welches defizitär sei, was zu Unlust führe) sowie den Vernunftideen (welche überlegen seien, was zu Lust führte) andererseits²²: „Also heißt die Natur hier erhaben, bloß weil sie die Einbildungskraft zu Darstellung derjenigen Fälle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung selbst über die Natur sich fühlbar machen kann.“²³ Obwohl der Gegenstand, an dessen Vorstellung sich das Gefühl der Erhabenheit entzündet, selbst nicht erhaben ist, sei es gängig, uneigentlich diesen Gegenstand (eigentlich bloßer Anlaß), selbst erhaben zu nennen und so

ist das Gefühl des Erhabenen in der Natur Achtung für unsere eigene Bestimmung, die wir einem Objecte der Natur durch eine gewisse Subreption (Verwechslung einer Achtung für das Object anstatt der für die Idee der Menschheit in unserm Subjecte) beweise, welches uns die Überlegenheit der Vernunftbestimmung unserer Erkenntnißvermögen über das größte Vermögen der Sinnlichkeit gleichsam anschaulich macht.²⁴

Inwiefern kann nun aber die Vorstellung des Kriegers oder gar des Krieges uns zum Gefühl der „Achtung für unsere eigene Bestimmung“ Anlass geben und dann – als Resultat der Subreption – als erhaben gelten? Die Antwort liegt in der „Unbezwinglichkeit seines [des Kriegers] Gemüths durch Gefahr“ (s. o.), d. h. in seiner Verkörperung des Wackeren (und der spiegelbildlichen Abwesenheit von Furcht). Diese

²² Vgl. ebd. § 27 [S. 257]: „Das Gefühl des Erhabenen ist also ein Gefühl der Unlust aus der Unangemessenheit der Einbildungskraft in der ästhetischen Größenschätzung zu der Schätzung durch die Vernunft und eine dabei zugleich erweckte Lust aus der Übereinstimmung eben dieses Urtheils der Unangemessenheit des größten sinnlichen Vermögens mit Vernunftideen, sofern die Bestrebung zu denselben doch für uns Gesetz ist.“

²³ Ebd. § 28 [S. 262].

²⁴ Ebd. § 27 [S. 257]. „Achtung“ wiederum definiert Kant als „[d]as Gefühl der Unangemessenheit unseres Vermögens zur Erreichung einer Idee, die für uns Gesetz ist“. Ebd.

Lesart des erhabenen Kriege(r)s ist meines Wissens rezeptionsgeschichtlich nicht konsensuell²⁵, und sollte ohnehin (auch im Hinblick auf die kommende Lenz-Lektüre) etwas eingehender am Text belegt und konkretisiert werden. Der Krieg(er), ist also ästhetisch erhaben, weil er das Wackere, d. h. Affekte von der wackeren Art, verkörpert und bildet damit bloß ein besonders prägnantes unter vielen möglichen Beispielen für das Erhabene in der Natur, denn – wie Kant später anmerkt – „[e]in jeder Affect von der wackern Art (der nämlich das Bewußtsein unserer Kräfte, jeden Widerstand zu überwinden (*animi strenui*) rege macht) ist ästhetisch erhaben, z. B. der Zorn, sogar die Verzweiflung (nämlich die entrüstete, nicht aber die verzagte)“.²⁶ Kants erhabener Krieger verkörpert aber noch einen weiteren erhabenen Zug, denn er ist nicht allein „[e]in Mensch, der nicht erschrickt, der sich nicht fürchtet, also der Gefahr nicht weicht“, sondern auch einer, der „zugleich [...] mit völliger Überlegung rüstig zu Werke geht“ (beide Zitate s. o.). Dieses überlegt-rüstige Herangehen trotz aller Gefahr läßt sich nun gerade als Affektlosigkeit, als Phlegma verstehen, welches – laut Kant – ebenfalls erhaben ist: „Affectlosigkeit (*Apatheia*, *Phlegma in significato bono*) eines seinen unwandelbaren Grundsätzen nachdrücklich nachgehenden Gemüths ist [...] erhaben, weil sie zugleich das Wohlgefallen der reinen Vernunft auf ihrer Seite hat. Eine dergleichen

²⁵ Paul de Man liest: „He [Kant] is speaking [...] of the spontaneous *affect* that prompts admiration for heroes in battle, the impulse that makes one at most love Aeneas but admire Achilles, that makes politicians envious of those who are allowed to wear a uniform. The point of the example is to separate affective from rational judgments. For the victory of the sublime over nature is the victory of one emotion (admiration, respect, etc.) over another emotion, such as fear.“ De Man, Paul: *Aesthetic Ideology*. Hrsg. u. eingel. v. Andrzej Warminski. Minneapolis 1996. S. 123. Hervorhebungen im Original. De Man verkürzt Kant wesentlich, denn das Kantische Modell ist dreistufig: Erhabenheit bezeichnet (1.) ein Gefühl des Betrachters, nämlich „Achtung vor der eigenen Bestimmung“, das (2.) durch einen Gegenstand (bzw. die zweite Natur eines Gegenstandes) wie den Krieger ausgelöst wird, welcher wackere Affekte verkörpert, mit denen dieser Gegenstand (3.) über die (erste) Natur siegt, welche generell furchteinflößend, aber – und eben hierin besteht ihre „Niederlage“ – nicht akut furchterregend ist. De Mans Mißverständnis ist um so problematischer, als er auf ihm eine ebd. unmittelbar folgende, unhaltbare Kritik gründet.

²⁶ Kant, KdU § 29 („Allgemeine Anmerkung zur Exposition der ästhetischen reflectirenden Urtheile.“) [hier S. 272]. Starke zärtliche Rührungen hingegen „taugen gar nichts; der Hang dazu heißt die Empfindelei“. Ebd. [S. 272].

Gemüthsart heißt allein edel [...].²⁷ Der wackere Affekt einerseits und die Affektlosigkeit sind dabei nur scheinbar widersprüchlich, denn schließlich „muß das Erhabene jederzeit Beziehung auf die Denkungsart haben, d. i. auf Maximen, dem Intellectuellen und den Vernunftideen über die Sinnlichkeit Obermacht zu verschaffen“.²⁸ Solange die Hoheit des Intellekts und der Vernunftideen gewahrt bleibt, ist die Vereinigung von wackeren Affekten und Phlegma möglich – sie endet jedoch, sobald Leidenschaften (im Gegensatz zu Affekten) diese Hoheit zerstören.²⁹ Die Erhabenheit des Kriegers resultiert somit aus der Verbindung von Affekten, Affektlosigkeit und Intellektuellem sowie Vernunftideen (welche die Gleichzeitigkeit von Affekten und Affektlosigkeit erst ermöglichen). Wie jede Erhabenheit mit dem moralisch Guten koinzidiert³⁰, so auch die des erhabenen Kriegers. Daher besitzt er idealiter „alle Tugenden des Friedens, Sanftmuth, Mitleid und selbst geziemende Sorgfalt für seine eigne Person [...]: eben darum, weil daran die Unbezwinglichkeit seines Gemüths durch Gefahr erkannt wird“ (s. o.). Das Zusammenfallen des erhabenen mit dem guten Krieger macht dann auch die Wahrung des jus in bellum möglich, welche ihrerseits ein sinnlich wahrnehmbares Symbol des Gemüths eines kriegführenden Volkes abgibt und somit den erhabenen Krieg grundlegt. Und so hat dann schließlich „[s]elbst der Krieg, wenn er mit

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd. [S. 274].

²⁹ „Affecten sind von Leidenschaften specifisch unterschieden. Jene beziehen sich bloß auf das Gefühl; diese gehören dem Begehrungsvermögen an und sind Neigungen, welche alle Bestimmbarkeit der Willkür durch Grundsätze unmöglich machen. Jene sind stürmisch und unvorsätzlich, diese anhaltend und überlegt [...]. Die letztere kann niemals und in keinem Verhältniß erhaben genannt werden: weil im Affect die Freiheit des Gemüths zwar gehemmt, in der Leidenschaft aber aufgehoben wird.“ Ebd. [S. 272].

³⁰ Ebd. [S. 271]: Weil „das intellectuelle, an sich selbst zweckmäßige (das Moralisch=)Gute, ästhetisch beurtheilt, nicht sowohl schön, als vielmehr erhaben vorgestellt werden müsse, so daß es mehr das Gefühl der Achtung (welches den Reiz verschmährt), als der Liebe und vertraulichen Zuneigung erwecke; weil die menschliche Natur nicht so von selbst, sondern nur durch Gewalt, welche die Vernunft der Sinnlichkeit anthut, zu jenem Guten zusammenstimmt. Umgekehrt wird auch das, was wir in der Natur außer uns, oder auch in uns (z. B. gewisse Affecten) erhaben nennen, nur als eine Macht des Gemüths, sich über gewisse Hindernisse der Sinnlichkeit durch moralische Grundsätze zu schwingen, vorgestellt und dadurch interessant werden.“

Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, [...] etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volks, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich muthig darunter hat behaupten können.“ (s. o.) Der „saubere Krieg“³¹ verlangt den „einfältigen“ Krieger – „einfältig“, denn „Einfalt (kunstlose Zweckmäßigkeit) ist gleichsam der Stil der Natur im Erhabenen und so auch der Sittlichkeit, welche eine zweite (übersinnliche) Natur ist“.³² Kant, nicht zuletzt Autor des „Ewigen Friedens“³³, beabsichtigt in der „Kritik der Urteilskraft“ keine Aufwertung des Kriegers oder des Krieges als solchem. Seine politische Philosophie zielt unzweifelhaft auf Frieden ab, so dass das jus ad bellum äußerst eng ausfällt³⁴. Die Diskrepanz zwischen einer ästhetischen Valorisierung von Krieg bzw. Krieger und dem in der politischen Philosophie auffindbaren Bestreben, deren Auftreten möglichst zu verhindern, macht auf die Ausdifferenzierung des Kunstsystems aufmerksam, welches sich jedoch willig von der Faktizität des Kriege(r)s als erhabenem irritieren lässt. Das Militär genügt also dem leeren Binärcode nichtästhetisch/ästhetisch.

³¹ Zu Ideal und Wirklichkeit des „sauberen“ (disziplinierten, rationalisierten, gehegten, Nichtkombattanten schonenden...) Krieges im 18. Jh. vgl. Münkler, Herfried: Die neuen Kriege. Reinbek bei Hamburg 2003. S. 108 ff. Interessante Beispiele (wie die – nur z. T. erfolgreichen – Versuche der Umsetzung dieses Ideals durch Friedrich II. und Moritz von Sachsen) bietet Montgomery, Charles Viscount of Alamein: Kriegsgeschichte. Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge. Freiburg 2002.

³² Kant, KdU § 29 [S. 275].

³³ Vgl. Kant, Immanuel: Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf (1795). Hrsg. v. Dieter Bergner. Mit einer Einl. v. Georg Mende. Leipzig 1954. An der Stoßrichtung des Buches, der Schaffung des sogenannten kapitalistischen, aus Eigennutz gewährten Friedens, besteht kein Zweifel.

³⁴ Vgl. hierzu die Ausführungen von Frericks, Hanns: Zur Theorie des ‚gerechten Krieges‘. Genese – Entwicklung – gegenwärtige Diskussion. 2002. Abrufbar im Internet unter <http://www.fv-ethik.de/laender/bw/Gerechter%20KriegVortragFrericks.htm>. (Letzter Abruf: 05.04.06)

3. Indirekte unidirektionale Irritation der Kunst durch das Militär

3.1. Vorüberlegungen

Die Verbindung von Soldat und Literat in einem Individuum scheint auf den ersten Blick eine unmittelbare Kopplung von Literatur- und Militärsystem darzustellen, während jene durch die Kantische Ästhetik eine höchst mittelbare zu sein scheint, indem sie scheinbar *zwischen* Militär und Literatur tritt. Diese Annahme ist bei subjektbezogenen Semantiken gewiss naheliegend, unter systemtheoretischen Prämissen jedoch zu verwerfen. Die „Individualität psychischer Systeme“³⁵, die sich aus der spezifischen Verwendung von Bewusstsein zur Reproduktion von Sinn ergibt³⁶, markiert ihre Besonderheit, die jedoch nicht darüber hinwegtäuschen sollte, dass autopoietische soziale Systeme nicht auf sie als „Träger“ oder „Bausteine“ angewiesen sind – was dadurch verdeutlicht wird, dass beide „im Wege der Co-Evolution“³⁷ entstanden, weshalb die gängige Annahme, dass die Existenz psychischer Systeme der Herausbildung sozialer Systeme vorausgehen habe, zu verwerfen ist. Vielmehr haben sich beide Systemarten „am Sinn ausdifferenziert“ und somit ist dieser, nicht aber das Bewusstsein „die eigentliche ‚Substanz‘ dieser emergenten

³⁵ So die Überschrift des häufig kritisierten Kapitels in Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1987. S. 346 – 376. Luhmann verzichtet aus methodischen Gründen auf Berücksichtigung des „ganzen“ Menschen, ein – wie er selbst formulierte – (methodischer) „Antihumanismus“, der u. a. in der Habermas-Luhmann-Kontroverse einen der Hauptvorwürfe an die systemtheoretische Seite bildete. Die (äußerst plakative) Gegenüberstellung von Antihumanismus (Luhmann) und Subjekttheorie (Habermas) findet sich aktuell z. B. noch bei Berghaus, Margot: Luhmann leicht gemacht. Köln 2003. S. 21. Besser Peters, Bernhard: Normative Theorien und soziale Empirie. In: Das Interesse der Vernunft. Rückblicke auf das Werk von Jürgen Habermas seit ‚Erkenntnis und Interesse‘. Hrsg. v. Stefan Müller-Doohm. Frankfurt am Main 2000. S. 275 – 298.

³⁶ Die Reproduktionsmodi von Sinn unterscheiden psychische und soziale Systeme: psychische Systeme wählen „Bewußtsein“, soziale Systeme „Kommunikation“ als Operationsform. „Bewußtsein“ wiederum ist eine solche Operationsform, bei der sich Sinn in eine Sequenz einfügt, die am körperlichen Lebensgefühl festgemacht ist. Vgl. Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1987. S. 140 f.

³⁷ Ebd. S. 141.

Ebene der Evolution“.³⁸ Psychische Systeme sind (ebenso wie soziale Systeme) autopoietisch (Reproduktion von Bewusstsein durch Bewusstsein) und folglich autonom. Daher können psychische und soziale Systeme einander auch nicht determinieren, sondern nur interpenetrieren.³⁹ Erst diese Mikroanalyse zeigt, wie vielstufig eine Irritation der Literatur durch das Militär über die Personalunion von Soldat und Literat ist: Hier interpenetrieren mindestens drei, eigentlich sogar vier Systemarten: ein organisches, ein psychisches und zwei soziale Systeme (wobei wir das Modell auf drei Komponenten reduzieren können, wenn wir – aber dann nicht „rein“ systemtheoretisch – das organische und das psychische System als „Mensch“ oder „Individuum“ zusammenfassen). Die Kompatibilität von Bewusstsein und Kommunikation ermöglicht den Aufbau von Abhängigkeiten, ohne die Transformation von auto- zu allopoietischen Systemen zu bewirken. Der Informationstransfer zwischen psychischen und sozialen Systemen erfolgt dabei i. d. R. über die Sprache und ist irritativ bedeutsam, aber nicht konstitutiv für die an der Interpenetration beteiligten Systeme.⁴⁰ Der Abstraktionsgrad des Gedankenganges lässt sich ohne Sinnverlust reduzieren, wenn man ihn mit der traditionellen Differenz von Person und Individuum engführt, die sich folgendermaßen fassen lässt: „Im Unterschied zum konkreten menschlichen Individuum ist die Person ein Verkehrssymbol der sozialen Kommunikation [...].“⁴¹ Diese Unterscheidung erlaubt es

³⁸ Die beiden letzten Zitate ebd.

³⁹ Hierzu und im folgenden ebd. S. 296 ff.

⁴⁰ Vgl. ebd. S. 346.

⁴¹ Luhmann, Niklas: Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Hrsg. v. Dieter Lenzen. Frankfurt am Main 2002. S. 39. Diese Trennung von Mensch und Person vollzog schon Robert Ezra Park – allerdings noch aus der Innenperspektive: „Es ist wohl kein historischer Zufall, daß das Wort Person in seiner ursprünglichen [griechischen – R. R.] Bedeutung eine Maske bezeichnet. Darin liegt eher eine Anerkennung der Tatsache, daß jedermann überall und immer mehr oder weniger bewußt eine Rolle spielt... In diesen Rollen erkennen wir uns selbst. In einem gewissen Sinne und insoweit diese Maske das Bild darstellt, das wir uns von uns selbst geschaffen haben – die Rolle, die wir zu erfüllen trachten –, ist die Maske unser wahres Selbst: das Selbst, das wir sein möchten. Schließlich wird die Vorstellung unserer Rolle zu unserer zweiten Natur und zu einem integralen Teil unserer Persönlichkeit. Wir kommen als Individuen zur Welt, bauen einen Charakter auf und werden Personen.“ Park, Robert Ezra: Race and Culture. Glencoe 1950. S. 249. Zitiert

auch, die Personal(!)union von Soldat und Literat mit möglichem, aber ohne notwendigen Niederschlag des einen im anderen zu denken (patchwork identity). Die Bildung personaler Identität setzt einen hochgradig aktiven bewussten Verarbeitungsprozess voraus, der sehr wohl auch Aspekte der eigenen Personalität aufrechterhalten kann, ohne sie in einem rollenübergreifenden Konzept der eigenen Individualität aufzuheben. Der Preis hierfür ist dann freilich ein Verharren in Entfremdung von sich selbst und in ständiger Gefahr des Rollenantagonismus, aber das ändert nichts am Bestehen dieser Möglichkeit und mag allenfalls ihre Auftrittswahrscheinlichkeit erhöhen – doch auch dann handelt es sich um einen statistischen, keinen objektiv zwangsläufigen Zusammenhang. Das psychische System, das sowohl mit dem Kunst-, als auch mit dem Militärsystem im Kommunikationszusammenhang steht, hat also noch immer das letzte Wort bei der Selektion seiner Kommunikation aus der Fülle verfügbarer Paradigmen, und die wichtigste Konsequenz der Überlegungen ist die Interessenverlagerung des Erforschers historischer Semantik von der kontingenten Faktizität der Personalunion zu ihrer Idealität, die sich in der Aufnahme militärischer Kommunikationsbestandteile in das Kommunikationsreich der Kunst artikuliert und im jeweiligen Text manifestiert.

Gewiss wäre eine – hier nicht zu leistende – quantitative Analyse erforderlich, um zu militär-, sozial- oder ideengeschichtlich relevanten Erkenntnissen zu kommen. Doch kann im folgenden am Beispiel Lenz zumindest ein Schritt in diese Richtung getan werden.

3.2. Indirekte Irritation der Kunst durch das Militär am Beispiel der Personalunion Lenz

Auch bei Lenz spielen auf biographischer Ebene Kontakte mit dem Militärsystem eine prägende Rolle. Lenz wird am 23.01.1751 in ein von Kriegen verheertes Land hinein geboren, das sich erst langsam erholt: „Als Jakob Lenz mit seinen Eltern nach Dorpat zieht, sind überall die Narben des Krieges sichtbar.“⁴² Doch nicht nur die sichtbaren Zerstörungen durch den Krieg, sondern auch die in den 1760ern verstärkt vorangehenden Wiederaufbauarbeiten bringen den jungen Lenz in Kontakt mit dem militärischen Bereich. Schon frühzeitig wird er durch die Schanzarbeiten in Dorpat beeindruckt worden sein, die 1764 nach einem Besuch der Zarin begonnen worden waren. In dem ereignisarmen Städtchen mit rund 3000 Einwohnern war dieses Großprojekt sicher eine der spannendsten Abwechslungen und so ist Sigrid Damms Vermutung, dass „[s]ein Interesse an den Kriegswissenschaften, besonders der Fortifikationslehre, [...] hier wohl seinen Ursprung“⁴³ habe, zuzustimmen. Lenz beschäftigte sich während der Abfassung der „Soldaten“ und seiner Schrift „Über die Soldatenehen“ mit dem Militär: So unterrichtete er während seiner Straßburger Zeit Offiziersanwärter in Fortifikationslehre und belas sich in Weimar und Berka zum Militärwesen⁴⁴. „Auch mit dem Gedanken, in militärische Dienste Karl Augusts zu treten, spielt er.“⁴⁵ Der seit seiner Kindheit andauernde Eindruck des Militärs auf Lenz beeinflusste nachhaltig seine Ästhetik und sein literarisches Schaffen.⁴⁶ Lenz operierte mit beiden Systemen.

⁴² Damm, Sigrid: Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz. Frankfurt am Main, Leipzig 1992. S. 31.

⁴³ Ebd. S. 44.

⁴⁴ Vgl. ebd. S. 178 bzw. S. 221 f.

⁴⁵ Ebd. S. 253.

⁴⁶ Vgl. Kagel, Martin: Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 140 ff.

4. Bidirektionale Irritation zwischen Militär und Kunst

4.1. Vorüberlegungen

Die bisherigen Betrachtungen haben gezeigt, dass ein qualitativer Zusammenhang von Militär- und Kunstsystem in der deutschen Hoch- und Spätaufklärung besteht, der an der hier synekdochisch⁴⁷ behandelten Kantischen „Kritik der Urteilskraft“ erläutert wurde, in welcher ästhetische Relevanz des Militärs, genauer des Kriege(r)s, als erhabenem durch seinen Verweis auf edle Affekte vorliegt. Während hier unidirektionale direkte Irritation des Kunstsystems durch das Militär vorlag, wurde sodann ein besonders bedeutsamer Bereich indirekter Irritation angesprochen, die Personalunion von Soldat und Literat innerhalb eines individuellen psychischen Systems. Im folgenden ist zu fragen, ob es sich bei der irritativen Interaktion von Kunst und Militär im 18. Jh. ausschließlich um einen uni- oder zumindest teilweise auch um einen bidirektionalen Prozess handelt. Das – wiederum synekdochisch stehende – Beispiel Lenz, soll hierüber Aufschluss geben.

Bevor Lenz' „Soldaten“ und seine Schrift „Über die Soldatenehen“ thematisiert werden können, ist der Erwartungsrahmen künstlerischer Irritation der Systemumwelt zu

⁴⁷ Das Verfahren synekdochischer Behandlung übernehme ich vom New Historicism, bei dem der präsentierte Texte „einen für wesentlich erachteten Ausschnitt des Archivs repräsentieren“, d. h. „synekdochisch für bestimmte historische Zusammenhänge“ stehen soll. Beide Zitate Baßler, Moritz: Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. In: New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Hrsg. v. Moritz Baßler. Tübingen, Basel 2001. S. 15 und 19. Diese Herangehensweise läßt sich dabei auch mit Foucault begründen, dessen Diskursanalyse den New Historicism wesentlich inspiriert hat, indem bereits er die Totalbeschreibung des Archivs aufgrund eines fehlenden Archimedischen Punktes für illusorisch hält: Durch diesen Mangel sei „es uns nicht möglich, unser eigenes Archiv zu beschreiben, da wir innerhalb seiner Regeln sprechen, da es dem, was wir sagen können – und sich selbst als dem Gegenstand unseres Diskurses – seine Erscheinungsweisen, seine Existenz- und Koexistenzformen, sein System der Anhäufung, der Historizität und des Verschwindens gibt“. Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main 1981. S. 189. Synekdochische Erfassung ist in diesem Sinne archivinterne Distanzbildung via Isolation und anschließende Beschreibung des Eigenen als Fremdes.

umreißen, denn es versteht sich ja keineswegs von selbst, dass Kunst eine – auch nicht-triviale – Beeinflussung anderer Systeme zugemutet wird. Wirkungsanspruch und faktische Wirksamkeit von Literatur im 18. Jh. sind daher zu erfragen, bevor irritierende (oder zumindest irritieren sollende) Einzeltexte betrachtet werden. Die dabei verfolgte Suchbewegung ist die vom Allgemeinen zum Besonderen, d. h. von den (im Hinblick auf das System der Künste formulierten) Ästhetiken über die (auf Literatur sich beziehenden) Poetiken zu den Lenzschen Einzelwerken.

Die Kunst, zu welcher auch die Literatur dieser Zeit zu rechnen ist, erlangte am Ende des 18. Jahrhunderts Autonomie, d. h. „[m]it dem Schwund ihrer praktischen Funktionen als Technik und Wissenschaft, die sich zu eigenen großen Bereichen entwickelt hatten, wird die Kunst – objektiv zwangsläufig, aber auch subjektiv gewollt – immer mehr purifiziert: sie erlangt den Status einer ‚reinen‘, autonomen Kulturtechnik um den Preis des Verlusts ihrer Bindung an die Natur und an andere kulturelle Praxen“.⁴⁸ In diese Zeit fiel denn auch die Geburt der Ästhetik, welche sich als Selbstbeschreibungsinstitution (und damit zugleich Grenzwächter) der Kunst begreifen lässt, nachdem mit dem „modernen, erst Ende des 18. Jahrhunderts geläufig gewordenen Begriff der *Kunst* als einer umfassenden Bezeichnung für Dichtung, Musik, Bühnenkunst, Bildkunst, Baukunst“⁴⁹ ihr Gegenstandsbereich abgegrenzt worden war. Baumgartens „Aesthetica“ (Band I: 1750, Band II: 1758), die der neuen Disziplin ihren Namen gab, wies übrigens noch deutliche Spuren des Übergangsprozesses der Kunst von der Heteronomie durch die

⁴⁸ Schneider, Norbert: Geschichte der Ästhetik von der Aufklärung bis zur Postmoderne. Eine paradigmatische Einführung. Stuttgart 2002. S. 16.

⁴⁹ Kuhn, H.: Ästhetik. In: Friedrich, W.-H./Killy, W.: Das Fischer Lexikon. Literatur 2/1. Frankfurt am Main 1965. S. 52 f. Zitiert nach Bürger, Peter: Theorie der Avantgarde. Frankfurt am Main 1974. S. 57. Hervorhebungen im Original.

Wissenschaften zur Autonomie auf, wenn in ihrem ersten Paragraphen⁵⁰ die Ästhetik zwar einerseits „als Wissenschaft (,scientia‘) bezeichnet [wird], zugleich aber auch als ,ars‘ [...]. Aber sie ist nicht nur selbst eine ,Kunst‘, sondern auch ein diese reflektierendes gedankliches System, eine Theorie der ,Freien Künste“⁵¹. Bei Hogarth wurde die neu entstandene Distanz zwischen Kunst und Wissenschaft für eine „Analyse der Schönheit“ (1753, dt. 1754) aus der Beobachterperspektive nutzbar gemacht⁵². In obig betrachteter „Kritik der Urteilskraft“ (1790) von Kant wird durch die Betonung der Interessellosigkeit des Wohlgefallens⁵³ am Schönen dieses vom Angenehmen und Guten strikt getrennt⁵⁴

⁵⁰ „Aesthetica (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulcre [sic!] cogitandi, ars analogi rationis,) est scientia cognitionis sensitivae.“ Baumgarten, Alexander Gottlieb: Aesthetica. Frankfurt an der Oder 1750. Zitiert nach (dem Faksimile in) Schneider, Norbert: Geschichte der Ästhetik von der Aufklärung bis zur Postmoderne. Eine paradigmatische Einführung. Stuttgart 2002. S. 22.

⁵¹ Ebd. S. 23. Die Heteronomie der Kunst gegenüber der Wissenschaft läßt sich dabei aus anderer Perspektive als Zwischenschritt auf dem Weg der Autonomisierung der Kunst begreifen, so daß „die in der Renaissance vorgenommene Bindung der Kunst an die Wissenschaft als eine erste Phase der Emanzipation vom Ritual zu deuten wäre. In der Befreiung der Kunst von der unmittelbaren Bindung ans Sakrale wäre wohl überhaupt das Zentrum jenes Jahrhunderts währenden und eben darum analytisch so schwer faßbaren Prozesses zu sehen, den wir als das Autonomwerden der Kunst bezeichnen“. Bürger, Peter: Theorie der Avantgarde. Frankfurt am Main 1974. S. 56.

⁵² Vgl. Hogarth, William: Analyse der Schönheit (1753). Dresden 2002. Die Differenz zwischen Hogarth und den späteren Ästhetiken darf im wesentlichen in seiner Bindung der Kunst an Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit gesehen werden, die er der Bindung an die Symmetrie gegenüberstellt: „[D]as Vergnügen entsteht nicht daraus, daß die genaue Ähnlichkeit der einen Seite mit der anderen wahrgenommen wird, sondern aus dem Wissen, daß diese Ähnlichkeit der Zweckmäßigkeit, planvollen Gestaltung und Nützlichkeit geschuldet ist.“ Ebd. S. 53. Dass es sich beim Empfinden von Schönheit für Hogarth um ein interessehaftes Wohlgefallen handelt, machen v. a. die von ihm angeführten Beispiele für die Schönheit des Zweckmäßigen deutlich. „Im Schiffsbau werden die Maße jedes Teils begrenzt und begründet durch die Zweckmäßigkeit zum Segeln. Wenn ein Schiff gut segelt, so werden es die Matrosen immer eine Schönheit nennen; von solcher Art ist der Zusammenhang von Zweckmäßigkeit und Schönheit.“ Ebd. S. 47. Wählt man den Grad der Autonomie der Kunst als Erklärungsansatz für ästhetische Aussagen, so läßt sich die Differenz zwischen Hogarth und Kant aus der bis zu letzterem endgültig vollzogenen Autonomisierung gegenüber deren Anfängen bei Hogarth ableiten. Die Durchsetzung der Autonomie erfolgte also erst in den Ästhetiken der zweiten Hälfte des 18. Jh. – zeitgleich mit der praktischen Durchsetzung, etwa beim Streben der Revolutionsarchitektur nach Reinheit. „Das Streben nach Reinheit hat sich am frühesten in der Baukunst geoffenbart. Bereits am Vorabend der Französischen Revolution um 1770–80 zeigt es sich mit Entschiedenheit bei den französischen Revolutionsarchitekten.“ Sedlmayr, Hans: Die Revolution der modernen Kunst. Köln 1996. S. 16.

⁵³ „Ein jeder muß eingestehen, daß dasjenige Urtheil über Schönheit, worin sich das mindeste Interesse mengt, sehr parteilich und kein reines Geschmacksurtheil sei. Man muß nicht im mindesten für die Existenz der Sache eingenommen, sondern in diesem Betracht ganz gleichgültig sein, um in Sachen des Geschmacks den Richter zu spielen.“ Kant, KdU § 2 [hier S. 205] Vgl. auch Was das Schöne sei. Klassische Texte von Platon bis Adorno. Hrsg. v. Michael Hauskeller. München 1999. S. 219 f.

⁵⁴ „Man kann sagen: daß unter allen diesen drei Arten des Wohlgefallens das des Geschmacks am Schönen einzig und allein ein uninteressiertes und freies Wohlgefallen sei; denn kein Interesse, weder das der Sinne, noch das der Vernunft, zwingt den Beifall ab.“ Kant, KdU § 5 [hier S. 210].

und damit von der (interessegeleiteten) Gesellschaft geschieden. Das Ästhetische wird hier bereits konzipiert als ein ausdifferenzierter Bereich, der herausgenommen ist aus dem alle Lebensbereiche durchherrschenden Prinzip der Profitmaximierung“.⁵⁵ Schiller wiederum versuchte dann, aufbauend auf seinem Kantstudium, das er 1791 begann⁵⁶, in den Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (1795), der Kunst trotz oder gerade wegen der ihr zuerkannten Autonomie eine gesellschaftliche Funktion zuzuweisen. Die Ästhetiken von Hogarth bis Schiller belegen somit für die zweite Hälfte des 18. Jh. eine insgesamt unentschiedene Position bzgl. der gesellschaftlichen Zweckbindung von Kunst. Während operative Schließung vorgängig ist, kann von einer bereits bestehenden Zweckentbindung der Kunst in diesem Zeitraum noch nicht gesprochen werden. Was das im einzelnen für den Wirkungsanspruch der Literatur bedeutet, kann anhand der zeitgenössischen Poetiken konkretisiert werden.

In der Mehrzahl der Poetiken der Aufklärung erschienen Kunst und Literatur als „eingespannt in [...] kunstexterne Zwecke“, womit die solcherart „auf Erziehung und Bildung abzielende, also durch und durch funktionalisierte Literatur“ im Dienst der neuen Gesellschaft stand.⁵⁷ Die wichtigsten Bezugspunkte aufklärerischer Poetik bildeten Aristoteles und Horaz, deren Autorität auch zur Begründung der Zweckbindung von Literatur herangezogen werden konnte.⁵⁸ Dabei wurde die Aristotelische

⁵⁵ Bürger, Peter: Theorie der Avantgarde. Frankfurt am Main 1974. S. 58.

⁵⁶ Vgl. Luserke, Matthias: Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung. Stuttgart, Weimar 1995. S. 324. Bereits im ersten Brief betont Schiller, er wolle dem Adressaten „nicht verbergen, daß es größtenteils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden“. Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen (1795). In: Schiller, Friedrich: Über Kunst und Wirklichkeit. Schriften und Briefe zur Ästhetik. Leipzig 1985. S. 230.

⁵⁷ Beide Zitate Jung, Werner: Kleine Geschichte der Poetik. Hamburg 1997. S. 59.

⁵⁸ Vgl. ebd. S. 60 f. Insbesondere zur Aristotelesrezeption in der Aufklärung sehr ausführlich Luserke, Matthias: Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung. Stuttgart, Weimar: Metzler 1995. S. 79 – 132. Zur Rezeption und „fast kanonische[n] Geltung“ der „Ars poetica“ des Horaz im 18. Jh. und insbes. bei Gottsched vgl. Schäfer, Eckart: Nachwort. In: Flaccus, Quintus Horatius:

Katharsiskonzeption⁵⁹ im 18. Jh. zum Skandalon und die durch die „Poetik“-Übersetzung von Michael Conrad Curtius (1753) kontrovers diskutierte Katharsistheorie so zum Ausgangspunkt für die Einbeziehung der Literatur in das Projekt der Aufklärung, indem „die Pathoskultur der Aufklärung, wie sie in ihrer Literatur zum Ausdruck kommt, gerade diese Stelle der *Poetik* zum Ausgangspunkt einer umfassenden Diskursivierung von Leidenschaften nimmt“.⁶⁰ Von Aristoteles vorgegeben war bereits die „sittliche Tüchtigkeit“ des als vorbildlich konzipierten literarischen Charakters, von ihm empfohlen seine Angemessenheit, d. h. die Übereinstimmung mit den Rollenerwartungen:

Wir kommen zu den *Charakteren*: da ist vielerlei vom Dichter zu beachten. Das erste ist, daß die Charaktere sittliche Tüchtigkeit besitzen. [...] Auch das Weib und sogar der Sklave können sittlich tüchtig sein, obgleich im allgemeinen das Weib ein geringeres Wesen als der Mann und der Sklave meistens geringwertig ist. Die zweite Forderung verlangt beim Charakter Angemessenheit.⁶¹

Mit dieser Textgrundlage konnte eine didaktisch konzipierte Literatur auf ein klassisches Fundament gestellt werden. Indem sie für ethische Zielsetzungen funktionalisiert wird,

Ars poetica (ca. 18 – 8 v. u. Z.). Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch. Hrsg. u. übers. v. Eckart Schäfer. Stuttgart 2002. S. 62 f. Das Zitat entstammt ebd. S. 62.

⁵⁹ „Sie [die Tragödie] bewirkt durch Mitleid und Furcht eine Katharsis (läuternde Reinigung) von derartigen Gefühlen.“ Aristoteles: *Poetik*. Griechisch und Deutsch. Hrsg. v. Günther Schmidt. Übers. v. Walter Schönherr. Leipzig 1979. S. 23.

⁶⁰ Luserke, Matthias: *Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung*. Stuttgart, Weimar 1995. S. 83. Hervorhebungen im Original. Zur Entstehung, Charakteristik und Wirkung der Übersetzung von Curtius vgl. ebd. S. 133 – 144. Entscheidend war dabei, dass Curtius die Aristotelesstelle (1449 b) in seinem Kommentar eingehend würdigt und dabei die Generalisierung und Übertragung der These auf die gegenwärtige Literatur vorantreibt, um ihr eine disziplinierende (resp. sublimierende) Funktion zuzuweisen: „Curtius verklammert also individuelle Pathokinetik mit sozialer Wirksamkeit und gewinnt damit dem Katharsisbegriff eine gesellschaftliche Implikation zurück, die sie bereits in der Antike hatte.“ Ebd. S. 137.

⁶¹ Aristoteles: *Poetik*. Griechisch und Deutsch. Hrsg. v. Günther Schmidt. Übers. v. Walter Schönherr. Leipzig 1979. S. 55. Hervorhebungen im Original.

stimmt diese Literatur dann zugleich mit Horaz, dem anderen kanonischen Bezugspunkt aufklärerischer Poetik, überein, denn „[e]s genügt nicht, daß die Dichtungen schön sind; sie seien zugleich gewinnend, sollen den Sinn des Hörers lenken“ und dementsprechend sollten die Dichter „[e]ntweder nützen oder erfreuen [...] oder zugleich, was erfreut und was nützlich fürs Leben ist, sagen“, was die Erfahrung bestätigt habe, indem „jede Stimme [Zustimmung] erhielt, wer Süßes und Nützlichendes mischte, indem er den Leser ergötzte und gleicherweise belehrte“.⁶² In der Aufklärung wird in Anlehnung an Aristoteles und Horaz

der Aspekt der Nützlichkeit der Poesie nun vielfach herausgestrichen [...]. Zwar soll die Kunst und Poesie in Maßen gefallen, mehr noch soll und muß sie aber belehren, nützen, lebenspraktisch wirken. Poesie ist eine Angelegenheit der Vernunft und zugleich eine des Herzens. Dort, wo sie nach Meinung der Aufklärer gelungen oder vollkommen ist, wirkt sie total, nämlich auf den ganzen Menschen ein, dem sie praktisch zur Seite steht – lebensbewältigend.⁶³

Spätestens mit Gellert ist eine Generalisierung der Aristotelischen Konzeption auf alle literarischen Gattungen zu konstatieren, die den Boden für eine Aufwertung von Roman und Komödie bereitet.⁶⁴ Beide können fortan durch ihre didaktische Funktion legitimiert werden und machen hiervon Gebrauch. In ihnen gewinnen Verhaltensmodelle für den Umgang mit den menschlichen Leidenschaften im Laufe des 18. Jh. große Bedeutung.

⁶² Flaccus, Quintus Horatius: *Ars poetica* (ca. 18 – 8 v. u. Z.). Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch. Hrsg. u. übers. v. Eckart Schäfer. Stuttgart 2002. S. 11, 25, 27.

⁶³ Jung, Werner: *Kleine Geschichte der Poetik*. Hamburg: Junius 1997. S. 60.

⁶⁴ Vgl. ebd. S. 64.

Die Wirkungsabsichten der Literatur, wie sie in Ästhetiken, Poetiken und Einzelwerken der Aufklärung formuliert worden sind, konnten tatsächlich erzielt werden. Diese Literatur erreichte – trotz weiterbestehender Alphabetisierungsdefizite v. a. in den unteren Bevölkerungsschichten⁶⁵ – bereits weite Kreise des Adels und des Bürgertums, an die sie sich mit ihren Vorbildern und den durch sie vermittelten Normen auch vornehmlich wandte. Zugleich erlaubten die zunehmende Literalisierung der Frauen⁶⁶ und die sinkenden Druckkosten⁶⁷ eine geschlechtsspezifische Literaturproduktion, die neue Semantiken gesellschaftsweit verfügbar machten.⁶⁸ Neben Klagen über die durch ihre Lektüre verdorbenen Mädchen und Frauen⁶⁹ belegen autobiographische Dokumente

⁶⁵ Vgl. als Überblick Eisenstein, Elisabeth L.: Die Druckerpresse. Kulturrevolution im frühen modernen Europa. Wien, New York 1997. S. 84 – 97, zu den Alphabetisierungsdefiziten in unteren, vorzugsweise ländlichen Kreisen ebd. S. 85 f.

⁶⁶ Für das englische 18. Jh., das primäre Wirkungsfeld Richardsons, vgl. Laurence, Anne: Women in England. 1500 – 1760. A social history. London 1994. S. 165 ff. Für das Frankreich des 18. Jh kann mit Simone de Beauvoir davon ausgegangen werden, dass die Frauen aus der Mittel- und Oberschicht „das Lieblingspublikum des Schriftstellers“ bildeten, was zumindest bei diesen Literalität voraussetzt. Vgl. Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek bei Hamburg 2004. S. 132 ff., Zitat S. 144. Zur Entwicklung in Deutschland, die zeitversetzt (die Literalisierung erreichte hier erst gegen Ende des 18. Jh. das in England zur Jahrhundertmitte erreichte Niveau) der Lage und Tendenz in England vergleichbar ist, vgl. Becker-Cantarino, Barbara: Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500 – 1800). Stuttgart 1987. S. 149 – 170.

⁶⁷ Vgl. Mc Luhan, Marshall: Die Gutenberggalaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Reading Mass.: o. V. 1995. S. 187 f. und Eisenstein, Elisabeth L.: Die Druckerpresse. Kulturrevolution im frühen modernen Europa. Wien, New York 1997. S. 39 ff.

⁶⁸ Der hier benutzte Begriff der Semantik entspricht demjenigen Luhmanns, womit also unter Semantik ein Vorrat an Themen (und damit an möglichen Weltzugängen) verstanden wird, welcher „eigens für Kommunikationszwecke aufbewahrt wird [...]. Ernsthafte, bewahrensvalue Semantik ist mithin ein Teil der Kultur, nämlich das, was uns die Begriffs- und Ideengeschichte überliefert“. Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1987. S. 224. Vgl. weiterführend Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Erster Teilband: Kapitel 1 – 3. Frankfurt am Main 1998. S. 313 f.

⁶⁹ Vgl. z. B. Florinus, Franciscus Philippus: Der kluge und rechtsverständige Hausvater. Ratschläge, Lehren und Betrachtungen des Franciscus Philippus Florinus (1702). Hrsg. v. Ingrid Möller. Berlin 1988. S. 27, wo kritisiert wird, dass viele Frauen „nur von Romanen und Liebeshändeln zu reden“ wissen und v. a. ebd. S. 29, wo die literarische Rezeptions- und Produktionstätigkeit der Frauen als unvereinbar mit ihrer künftigen Rolle als Ehefrau zurückgewiesen werden, weil unausweichlich sei, „daß unter hundert Männern – weil sie Gehilffinnen nicht in hochgelehrter Kunst, sondern in der Hauswirtschaft suchen – sich kaum einer finden mag, der eine solche studierte Jungfer zur Ehe verlangen dürfte, die – anstatt daß sie an ihre Haushaltung denkt – Romane liest und etliche hundert galante Verse dichtet“. Die Klage über durch ihre Lektüre verdorbene Mädchen begegnet auch bei Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. S. 40, wo die Gräfin der unschuldig in Verruf geratenen unbewanderten Marie erklärt: „Ihr einziger Fehler war, daß Sie den Unterschied nicht kannten, der unter den verschiedenen Ständen herrscht, daß Sie die Pamela [Samuel Richardsons „Pamela“ – Anm. R. R.] gelesen haben, das gefährlichste Buch, das eine Person aus ihrem Stande lesen kann.“ Näheres zu dieser Szene aber später.

von Frauen der Zeit die Wirksamkeit dieser und dass sie durchaus *so* gelesen wurde, dass die mit ihnen intendierten didaktischen Zwecke erreicht wurden.⁷⁰ Nicht nur ausnahmsweise scheint der aufklärungswillige Dichter die Leser(innen) seiner Träume gefunden zu haben, die für ernstzunehmende Wirkungschancen des skizzierten didaktischen Konzepts zeugt. Dass es sich hierbei nicht um ein auf den Adel beschränktes Phänomen handelte, macht der mit Karoline von Kamiensky vergleichbare Rückblick von Margarethe E. Milow (1748 – 1794), einer Tochter aus großbürgerlichem Hause in Hamburg, deutlich, in welchem sie die Wirkungen ihrer in Jugendjahren fleißig verfolgten Gellertlektüre beschreibt.⁷¹

Fasst man die hier schlaglichtartig beleuchteten Wirkungsabsichten und –aussichten der Literatur im 18. Jahrhundert im Hinblick auf Lenz' Reformprojekt zusammen, so lässt sich dieses als an sich durchaus aussichtsreich begreifen. Das männliche nicht weniger als das in zunehmendem Masse bedeutsame weibliche Lese- und Bühnenpublikum war insgesamt durchaus für Irritationen aus dem Bereich der Kunst offen, die auch im außerkünstlerischen Rahmen, ihren Niederschlag fanden. V. a. an der didaktischen Frauenliteratur wird deutlich, wie wirkungsmächtig solche Anregungen sein konnten und so zeigen Lenz' theoretische Schriften zum Theater einen begründeten Optimismus, was die Macht der Feder betraf. In den Poetiken findet sich also (1.) ein Modell intersystemischer Irritation, dem auch Lenzens Theatertheorie weitgehend verpflichtet bleibt und (2.) eine Inspirationsquelle für die Bearbeitung des Soldatenproblems.

⁷⁰ Vgl. etwa Kamiensky, Caroline von: Meine Erfahrungen von den Folgen der Lektüre. An einen Freund (1790). In: Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen. Hrsg. v. Elke Kleinau und Christine Mayer. Band 2. Weinheim 1996. S. 187 ff. Von Kamiensky hebt Richardson und Gellert hervor.

⁷¹ Vgl. Milow, Margarethe E.: Mein Leben. Ein Vermächtnis für meinen Mann und meine Kinder. In: Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen. Hrsg. v. Elke Kleinau und Christine Mayer. Band 2. Weinheim 1996. S. 181 – 185, hier S. 182.

4.2. Lenz' Theatertheorie als Irritationsmodell

Lenz' Theatertheorie wird für ihn zur Inspirationsquelle für die Bearbeitung des Soldatenproblems. Ein Blick auf seine Theatertheorie erlaubt daher m. E., eine erste Skizze seines Modells intersystemischer Irritation zu zeichnen. Da dieses in den „Soldaten“ seinen bekanntesten literarischen Ausdruck fand, werde ich es im folgenden im Wechselspiel von Theorie und Praxis zu rekonstruieren suchen.

„Die Soldaten“ werden durch ihren Untertitel als eine Komödie ausgewiesen. In der Lenzschen Theatertheorie, die sich den 1774 erstveröffentlichten und – nach Lenz' eigenen Angaben – bereits 1771 vorgetragenen „Anmerkungen übers Theater“⁷² sowie poetologisch relevanten Passagen anderer Texte⁷³ entnehmen lässt, ist die Komödie für ihn die wichtigste dramatische Gattung. Allein sie träge auf ein aufnahmefähiges Publikum, während ein Tragödienpublikum durch sie erst erschaffen werden müsse:

Komödie ist Gemälde der menschlichen Gesellschaft, und wenn die ernsthaft wird, kann das Gemälde nicht lachend werden. [...] Daher müssen unsere deutschen Komödienschreiber komisch und tragisch zugleich schreiben, weil das Volk, für das sie schreiben oder doch wenigstens schreiben sollten, ein solcher Mischmasch von Kultur und Rohigkeit, Sittigkeit und Wildheit ist. So erschafft der komische Dichter dem tragischen sein Publikum.⁷⁴

⁷² Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. Zur Entstehungszeit ebd. S. 5.

⁷³ Zahlreiche davon (so etwa „Das Hochburger Schloß“) sind ebd. enthalten. Da Lenz' Theatertheorie hier nicht im Mittelpunkt steht – obwohl sie dessen sicher wert wäre – kann auf diese Texte und den Briefwechsel hier nur cursorisch eingegangen werden.

⁷⁴ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Rezension des neuen Menoza, von dem Verfasser selbst aufgesetzt. Zitiert nach J. M. R. Lenz: Die Soldaten. Erläuterungen und Dokumente. Hrsg. v. Herbert Krämer. Stuttgart 1985. S. 78.

Der in der Forschungsliteratur häufig zitierte erste Satz des Zitats ist geeignet, die Wurzeln der Lenzschen Dramentheorie anzuzeigen, insofern Lenz mit „Gemälde“ den frz. Terminus *tableau* verwendet⁷⁵, einen Zentralbegriff von Diderots Theaterkonzeption, die neben derjenigen Merciers die für Lenz bedeutsamste unter den zeitgenössischen war.⁷⁶ Zugleich spiegelt dieser Satz ein Realismusprinzip, das (Literatur-)Geschichte gemacht hat, aber ebenso in die Vergangenheit weist und von Lenz explizit mit Aristoteles verbunden wird, den er durchaus nicht so grundsätzlich ablehnt, wie es die gängigen Sturm-und-Drang-Stereotype suggerieren könnten.⁷⁷ Wenn er Aristoteles' „Bart“ ablehnt, folgt er lediglich dem Prinzip aufklärerischer Kritik, die Überkommenes nicht grundlos gelten lässt, sondern auf seinen Geltungsgrund in der Gegenwart hin befragt. Diese Prüfung erfolgt bei Lenz primär durch Historisierung: Aristoteles sei nicht

⁷⁵ Vgl. Niggel, Günter: Ständebild und Ständekritik in Lenzens sozialen Dramen ‚Der Hofmeister‘ und ‚Die Soldaten‘. In: Die Wunde Lenz. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Redigiert v. Horst Wenzel. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2003. S. 145 – 153, hier S. 145.

⁷⁶ Zum Einfluss von Diderots Konzeption vgl. Scholz, Wolfgang: Abbildung und Veränderung durch das Theater im 18. Jahrhundert. Hildesheim, New York 1980. S. 71 ff, zum Einfluss Merciers ebd. S. 84 ff. Obwohl Scholz' Arbeit von schwankender Qualität ist, macht sie doch auf wesentliche Kernpunkte der Theoriegenese aufmerksam – so in bezug auf die Diderotrezption v. a. auf die Verlängerung der Aufklärungspoetik bei verändertem Herkunftsbereich der Protagonisten und Zuschauer, wodurch bei beiden „[e]ine Aufklärungsdichtung in gleichzeitiger Zurückweisung der herkömmlichen Handhabung früher bürgerlicher Aufklärung und ihrer dramaturgischen Ausprägung“ vorlag, welche „das bewußte Rechnen mit dem gemischten Publikum“ einschloss. Beide Zitate ebd. S. 74. Dass Scholz die Theorie sodann (S. 75 f) an einzelnen Protagonisten festmacht, indem er sie mit Lenz identifiziert, ist freilich kaum tragbar. Von Mercier kam insbesondere der Anstoß, Lösungen der dargestellten Konflikte nicht mehr auf Personen-, sondern auf Gesellschaftsebene einzufordern. So hatte Mercier mit dem durch das Theater Öffentlichkeit erlangende Potential der Philosophie (hier i. w. S.) eine Hoffnung auf Fortschritt verbunden, die – wie wir sehen werden – zumindest zeitweilig auch Lenz beseelte und die sich als (Re-)Aktivierung von Möglichkeiten begreifen läßt: „[A]lle Gelehrte sammt [sic!] und sonders von einem Ende Europens ans andre scheinen von gleicher Gesinnung belebt, standhaft unter der Fahne der Philosophie fortzuschreiten, und werden am Ende nothwendig Staatsmännern und Königen die Lehren vorschreiben, welche die Grundlagen der allgemeinen Glückseligkeit sein sollen. Unsre Enkel werden gewiß glücklicher seyn als wir.“ Zitiert nach ebd. S. 86. Der daraus resultierende Anspruch einer Personalunion von Philosoph und Dramendichter lag bei Lenz vor, wie das Vorliegen der dramatischen „Soldaten“ und der reform-philosophischen Schrift „Über die Soldatenehen“ bezeugt.

⁷⁷ „Ich habe eine große Hochachtung für den Aristoteles, obwohl nicht für seinen Bart [...]“ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 10. Es gibt keinen textinternen Beleg für Ironie.

„klassisch“ im gängigen Sinne (etwa Gadamers)⁷⁸, d. h. zeitlos, sondern vor dem Hintergrund historisch variabler Bedingungen zu verstehen und bewerten. Und deren Veränderung macht bestimmte Aspekte der Aristotelischen „Poetik“ dysfunktional und begründet so das Abweichen. Aufgrund der historischen Differenz hätten sich nun auch die Rezeptionsbedingungen für Dramen verändert, und deshalb „müssen unsere deutschen Komödienschreiber komisch und tragisch zugleich schreiben, weil das Volk, für das sie schreiben oder doch wenigstens schreiben sollten, ein solcher Mischmasch von Kultur und Rohigkeit, Sittigkeit und Wildheit ist“ (s. o.). Erst aus diesem Entwicklungsmodell, hinter dem sich die Umrise einer pessimistischen Geschichtsphilosophie abzeichnen, ergibt sich dann der literaturdidaktische Anspruch („So erschafft der komische Dichter dem tragischen sein Publikum“ – s. o.): Komödie wird „Propädeutik der Tragödie“ (Martin Rector). Die Notwendigkeit dieser literatursysteminternen didaktischen Leistung erzeugt dann eine zweite: Die der Mischgattung, welche einerseits den gegebenen Rezeptionsbedingungen entsprechen (Komödienelemente bieten), andererseits aber auch tragische Elemente enthalten muss, um ein Tragödienpublikum zu bilden. Auch in den „Anmerkungen übers Theater“⁷⁹ wird

⁷⁸ „Klassisch ist, was der historischen Kritik gegenüber standhält, weil seine geschichtliche Herrschaft, die verpflichtende Macht seiner sich selbst überliefernden und bewahrenden Geltung, aller historischen Reflexion schon vorausliegt und sich in ihr durchhält. [...] Was klassisch ist, das ist herausgehoben aus der Differenz der wechselnden Zeit und ihres wandelbaren Geschmacks – es ist auf eine unmittelbare Weise zugänglich, nicht in jener gleichsam elektrischen Berührung, die hin und wieder eine zeitgenössische Produktion auszeichnet und in der die Erfüllung einer alles bewußte Erwarthen übersteigenden Sinn-Ahnung augenblickshaft erfahren wird. Vielmehr ist es ein Bewußtsein des Bleibendseins, der unverlierbaren, von allen Zeitumständen unabhängigen Bedeutung, in dem wir etwas ‚klassisch‘ nennen – eine Art zeitloser Gegenwart, die für jede Gegenwart Gleichzeitigkeit bedeutet.“ Gadamer, Hans-Georg: Gesammelte Werke. Band 1: Hermeneutik I. Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1990. S. 292 f.

⁷⁹ Die verfügbare Sekundärliteratur ist umfangreich, aber von schwankendem Informationsgehalt. Im folgenden seien daher nur einige besonders lesenswerte Monographien genannt: Kagel, Martin: Strafrecht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhard Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 134 – 149; Unger, Thorsten: Handeln im Drama. Theorie und Praxis bei J. Chr. Gottsched und J. M. R. Lenz (= Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen, englischen und skandinavischen Philologie. Begründet v. Erich Schmidt und Alois Brandel. Hrsg. v. Dieter Cherubim u. a. Band 295. Hrsg.

diese Differenz thematisiert: Für Aristoteles und die Griechen seien, so referiert Lenz, „[d]ie Begebenheiten, die Fabel [...] der Endzweck der Tragödie, denn ohne Handlungen würde es keine Tragödie bleiben, wohl aber ohne Sitten. [...] Ohnmöglich können *wir* ihm hierin recht geben, so sehr er zu seiner Zeit recht gehabt haben mag“.⁸⁰ Die historische Differenz besteht im wesentlichen Verfall des Schicksalsbegriffs, denn „[d]a ein eisernes Schicksal die Handlungen der Alten bestimmte und regierte, so konnten sie als solche interessieren, ohne davon den Grund in der menschlichen Seele aufzusuchen und sichtbar zu machen. Wir aber hassen solche Handlungen, von denen wir die Ursache nicht einsehen, und nehmen keinen Teil dran“.⁸¹ Schwarz hat zu Recht darauf hingewiesen, dass Lenz' „entschiedenes Abweichen vom dramatischen Schicksalsbegriff“ seiner „Betonung der moralischen Freiheit des Individuums“ entspricht und auf die Parallelen zu den Poetiken von Beaumarchais und v. a. Mercier aufmerksam gemacht.⁸² Auch Pautler hat den Ausfall der antiken Schicksalsvorstellung in der Lenzschen Poetik thematisiert, aber irrtümlich die „Umstände“ an seiner Stelle wahrzunehmen vermeint⁸³ – an die Stelle des Schicksals treten aber keine blind wütenden Umstände (à la Brechts „doch die Verhältnisse, die sind nicht so“), was auch die „Projektemacherei“

v. Horst Turk).Göttingen 1993. S. 198 – 213; Pautler, Stefan: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang (= Religiöse Kulturen der Moderne. Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger). Gütersloh 1999. S. 208 – 217.

⁸⁰ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 17. Hervorhebungen im Original.

⁸¹ Ebd. In der Entmachtung des Schicksalsbegriffs liegt, wie im folgenden noch zu sehen sein wird, ein wesentlicher Schlüssel für das Verständnis der „Soldaten“.

⁸² Schwarz, Hans-Günther: Nachwort. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 135 – 141, hier S. 137.

⁸³ Die gewöhnlichen Menschen, meint Pautler, „will Lenz in ‚Umständen‘ zeigen, also im konkreten Agieren in gesellschaftlichen Rollen bzw. in Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Situationen, Verhältnissen und Ansprüchen. Diese gesellschaftlichen Umstände haben dabei, so läßt sich den ‚Anmerkungen‘ entnehmen, den Platz des eisernen Schicksals in der griechischen Tragödie übernommen, was dann auch bedeutet, daß die Gesellschaft die gleiche Mächtigkeit wie früher das Schicksal zugesprochen bekommt.“ Pautler, Stefan: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang (= Religiöse Kulturen der Moderne. Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger). Gütersloh 1999. S. 210.

unverständlich erscheinen lassen würde. Anstelle des Schicksals agieren vielmehr – zumindest als reaktivierte Possibilität, d. h. als Fiktion, die zur Realisierung aufruft – die frei handelnden Menschen, die Hauptpersonen:

[B]ei den alten Griechen war's die Handlung, die sich das Volk zu sehen versammelte. Bei uns ist's die Reihe von Handlungen, die wie Donnerschläge aufeinander folgen, eine die andere stützen und heben, in ein großes Ganze zusammenfließen müssen, das hernach nichts mehr und nichts minder ausmacht, als die Hauptperson, wie sie in der ganzen Gruppe ihrer Mithändler hervorsteht. [...] Was können wir dafür, daß wir an abgerissenen Handlungen kein Vergnügen mehr finden, sondern alt genug geworden sind, ein Ganzes zu wünschen? daß wir den Menschen sehen wollen, wo jene nur das unwandelbare Schicksal und seine geheimen Einflüsse sahen. Oder scheuen Sie sich, meine Herren! einen Menschen zu sehen?⁸⁴

So bildet in der nach-aristotelischen Tragödie also „die Person, die Schöpfer ihrer Begebenheiten“ ist, den Kern des Dramas und ersetzt darin das Schicksal.⁸⁵ Doch die Zeit dieser neuen Tragödie ist – wie gesagt – noch nicht angebrochen⁸⁶, vielmehr dauert die Zeit der Komödie an. Und in deren Mittelpunkt steht nach Lenz nicht eine Person, sondern eine Sache.⁸⁷ Daher verlange der Rezipient in der Komödie „nicht[,] die ganze

⁸⁴ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 21 f.

⁸⁵ Ebd. S. 36.

⁸⁶ Vgl. auch Lützeler, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 149.

⁸⁷ „Meiner Meinung nach wäre immer der Hauptgedanke einer Komödie *eine Sache*, einer Tragödie *eine Person*.“ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 38. Ebd. S. 36 nennt Lenz

Person zu kennen“ und spiegelbildlich gehe auch der Produzent „von den Handlungen aus, und lasse Personen Teil dran nehmen“.⁸⁸ So spielen in der Komödie Personen durchaus eine Rolle, aber eine deutlich geringere als in der Tragödie, denn „[e]ine Komödie ohne Personen interessiert nicht, eine Tragödie ohne Personen ist ein Widerspruch“.⁸⁹ Und wenn es sich bei der Lenzschen Komödie somit um eine Mischform handelt,⁹⁰ ist diese Mischung eine geordnet asymmetrische: Die Sache bildet den Hauptgedanken, mithin die Substanz der Komödie, die Personenzeichnung einen Zusatz, der – wenn auch um den Preis des Interesseverlustes – potentiell eliminierbar wäre. Eine wesentliche Schlussfolgerung für die Interpretation der Lenzschen Komödien besteht folglich im sachlichen Schwerpunkt, im politisch-reformatorischen Akzent.⁹¹

Die zeitbezogene Aufwertung der Komödie gegenüber der Tragödie ergibt sich also aus der Historisierung der Aristotelischen Grundsätze und der dadurch ermöglichten Modifikation derselben. Historisch und kulturell invariant aber sind, so Lenz, die Ursprünge des Schauspiels (und der Literatur überhaupt)⁹²: Zum einen der Grundtrieb der

die Sache noch „Begebenheit“, worin sich der Ereignis-, nicht Zustandscharakter der „Sache“ ausdrückt. Eine „Sache“ ist insofern etwas, was so, aber auch anders sein kann – und also nichts Schicksalhaftes, nur zu Erleidendes.

⁸⁸ Beide Zitate ebd. S. 38.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Dies wird in der Sekundärliteratur immer wieder betont. Vgl. z. B. Pautler, Stefan: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang (= Religiöse Kulturen der Moderne. Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger). Gütersloh 1999. S. 211, speziell in bezug auf „Die Soldaten“ Lützelers, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 150.

⁹¹ Demgegenüber treten dann die Personen in den Hintergrund, da die für den „Hauptgedanken“ nebensächlich sind. Bemerkenswerterweise hat dies in der Forschungsliteratur nur begrenzt einen Niederschlag gefunden. Typisch hierfür ist Pautler, der „die theoretischen Vorgaben, die Lenz für die Komödie aufstellt, auf die ‚Soldaten‘ anzuwenden“ meint, dann aber doch die Figurenkonzeption in den Mittelpunkt der Analyse rückt. Vgl. Pautler, Stefan: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang (= Religiöse Kulturen der Moderne. Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger). Gütersloh 1999. S. 216 – 240, Zitat S. 217.

⁹² „Wir alle sind Freunde der Dichtkunst, und das menschliche scheint auf allen bewohnten Flecken dieses Planeten einen gewissen angeborenen Sinn für diese Sprache der Götter zu haben. Was sie nun so reizend mache, daß zu allen Zeiten – scheint meinem Bedünken nach nichts anders als die Nachahmung der Natur [...]“ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 9.

Nachahmung und zum anderen der Wunsch nach anschauerndem Erkenntnis. Den Nachahmungstrieb sieht Lenz als anthropologisch durch die relative menschliche Gottesnähe fundiert an, d. h. da die Menschen

die erste Sprosse auf der Leiter der freihandelnden selbständigen Geschöpfe [sind], und da wir eine Welt hie und da um uns sehen, die der Beweis eines unendlich freihandelnden Wesens ist, so ist der erste Trieb, den wir in unserer Seele fühlen, die Begierde 's ihm nachzutun; da aber die Welt keine Brücken hat, und da wir uns schon mit den Dingen, die da sind, begnügen müssen, fühlen wir wenigstens Zuwachs unsrer Existenz, Glückseligkeit, ihm nachzuäffen, seine Schöpfung ins Kleine zu schaffen.⁹³

Damit aktualisiert Lenz in Aristotelischer Tradition den Nachahmungstrieb wobei m. E. keine wesentliche Abweichung zu konstatieren ist.⁹⁴ Diese Begierde bezeichnet Lenz auch als eine, „nachzuäffen“. Diese Formulierung erklärt sich erst später, wenn Lenz im Anschluss an das berühmte Aristoteleszitat, das den Menschen als vorzüglich zur Nachahmung geschicktes Tier ausweist, hinzusetzt: „Ein Glück, daß er *vorzüglich* sagt, denn was würde sonst aus den Affen werden?“⁹⁵ Der Nachahmungstrieb, so lassen sich beide Beobachtungen zusammenführen, ist also durchaus einer zur Imitation des

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Martin Kagel hingegen meint, dass Lenz insofern von Aristoteles abweiche, als er Nachahmung „nicht als bloße Imitation eines schon Vorhandenen [begreift], vielmehr soll der Dichter das schöpferische Prinzip der Natur nachahmen“. Kagel, Martin: Strafergericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 136. Zum Beleg führt er obige Stelle an – wobei er allerdings den Teil ausläßt, der die Beschränkung auf das bereits Geschaffene formuliert, indem „wir uns schon mit den Dingen, die da sind, begnügen müssen“ (s. o.).

⁹⁵ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 10. Hervorhebungen im Original. Die unüberhörbare Ironie dürfte sich, wie die nachfolgenden Sätze nahelegen, nicht gegen Aristoteles, sondern gegen die zeitgenössischen Aristoteliker wenden.

Schöpfungsaktes selbst, bleibt aber an das von Gott geschaffene und dem Menschen (vor)gegebene Material gebunden, was er mit dem des Affen teilt⁹⁶. Der Mensch bleibt in seiner Mittelstellung zwischen Gott und Tier, verlässt den ihm zugewiesenen Ort auf der „erste[n] Sprosse auf der Leiter der freihandelnden selbständigen Geschöpfe“ nicht.

Sehr viel folgenschwerer ist denn auch Lenz' Bestimmung des zweiten Ursprungs des Schauspiels, des Wunsches nach anschauerndem Erkenntnis, verstanden als „das immerwährende Bestreben, all unsere gesammelten Begriffe wieder auseinanderzuwickeln und durchzuschauen, sie anschaulich und gegenwärtig zu machen,“ der ebenfalls eine anthropologische Konstante darstelle (obwohl ihre letzte Ursache hier nicht genannt wird), denn „[u]nserer Seele ist ein Ding, dessen Wirkungen wie die des Körpers sukzessiv sind, eine nach der andern. Woher das komme, das ist – soviel ist gewiß, daß unsere Seele von ganzem Herzen wünscht, weder sukzessiv zu erkennen, noch zu wollen“.⁹⁷ Kugel charakterisiert Lenz' Begriff der anschauernden Erkenntnis prägnant dadurch, dass sich in ihm „Simultaneität, Transparenz und Sinnlichkeit zu einer Einheit formen“ und eine „Konvergenz von sinnlicher und intuitiver

⁹⁶ Dass diese Passage durchaus beim Wort zu nehmen ist, wird besonders deutlich vor dem Hintergrund des französischen Materialismus, dessen Kenntnis bei Lenz vorlag. Schon La Mettrie hatte – wie Lenz durchaus gewillt, „den letzten Vorrang der Menschen vor den Tieren schließlich doch zuzugeben“ (Krauss, Werner: *Aufklärung II: Frankreich*. Berlin (Ost) 1987. S. 193.) – die Menschenähnlichkeit des Affen betont und die Differenz auf eine einzige erworbene Eigenschaft reduziert: Den Gebrauch symbolischer Formen. Der Affe, stellt La Mettrie fest, „gleichet uns so sehr, daß die Naturforscher es ‚wilder Mensch‘ oder ‚Waldmensch‘ genannt haben“ und, meint er, „die Ähnlichkeit des Baus und der Verrichtungen des Affen ist auch so groß, daß ich kaum daran zweifle, daß man dieses Tier, wenn man es gut abrichtet, schließlich so weit bringen kann, sprechen und folglich eine Sprache beherrschen zu lernen. Dann wäre es nicht mehr ein wilder oder mißratener, sondern ein vollkommener Mensch, ein kleiner Stadtmensch, der ebenso wie wir das Zeug oder die Muskeln hätte, zu denken und aus seiner Erziehung Vorteil zu ziehen“. La Mettrie, Julien Offray de: *Der Mensch eine Maschine*. Stuttgart 2001. S. 35, 38. Es ist hier nicht entscheidend, wie weit Lenz dem im einzelnen folgen würde – wichtig ist aber, das „nachäffende“ Nachahmen des Menschen als solches zu begreifen und die daraus resultierende Distanz zum freien Schöpfen Gottes anzuerkennen.

⁹⁷ Beide Zitate ebd. S. 11.

Erkenntnis“ zu beobachten sei.⁹⁸ Lenz gehe es daher darum, „sinnliche Erkenntnis in ihr *eigenes* Recht zu setzen“, wodurch „die unvermittelte Erfahrung des aktuell Wahrgenommenen [...] Priorität vor einer wie immer gearteten inhaltlichen Aussage des Stückes“ habe.⁹⁹ Fraglich erscheint mir allerdings seine These, dass „Lenz intendiert, die ‚höheren Vermögen der Seele‘ in Produktion und Rezeption nicht nur partiell, sondern vollständig zugunsten der sinnlichen Gegenwärtigkeit des Wahrgenommenen in der vorgetäuschten Handlung auszuschalten“.¹⁰⁰ Vielmehr setzt die Überführung der Begriffe in Anschauungen ihre Bildung notwendig voraus – welche auch deshalb nicht ausgeschaltet werden kann, weil sie anthropologisch ebenso fest verankert ist, wie das Bedürfnis ihrer zeitweiligen Suspension. Die Suspension der begrifflichen Erkenntnis in der theatralen Illusion selbst beruht auf ihr, d. h. – mit Lenz – „unsere gesammelten Begriffe wieder auseinanderzuwickeln und durchzuschauen, sie anschaulich und gegenwärtig zu machen“, setzt ihre Sammlung ebenso voraus wie ihre bewusste Transformation in sinnlich Wahrnehmbares im Rahmen des Produktionsprozesses. Wenn die zugespitzte Form von Kagels These des Primats der Wahrnehmung sich aber auch als unhaltbar erweist, so ist die Denkbewegung jedoch nicht vergeblich, denn in der moderateren Form, die ein *eigenes*, kein *einziges* Recht der anschauenden Erkenntnis für Textproduktion und -rezeption veranschlagt, ist sie äußerst überzeugend und auch für die hier bearbeitete Fragestellung fruchtbar zu machen.

Während der Zugang zu diesen Quellen der Kunst, der Fähigkeit zur Nachahmung und dem Wunsch nach anschauerischer Erkenntnis, als anthropologisch bedingter grundsätzlich allen Menschen zugesprochen werden müsste, zeichnet sich das poetische Genie durch

⁹⁸ Beide Zitate Kagel, Martin: Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 138.

⁹⁹ Beide Zitate ebd. S. 151, 162.

¹⁰⁰ Ebd. S. 161.

die Einnahme eines Standpunktes aus, von dem aus es „[d]en Gegenstand zurückzuspiegeln“¹⁰¹ vermag:

Denn – und auf dieses Denn sind Sie vielleicht schon ungeduldig, das Vermögen nachzuahmen, ist nicht das, was bei allen Tieren schon im Ansatz – nicht Mechanik – nicht Echo – nicht was es, um Othem zu sparen, bei unsern Poeten. Der wahre Dichter verbindet nicht in seiner Einbildungskraft, wie es ihm gefällt, was die Herren die schöne Natur zu nennen belieben, was aber mit ihrer Erlaubnis nichts als die verfehltete Natur ist. Er nimmt Standpunkt – und dann *muß er so verbinden*. Man könnte sein Gemälde mit der Sache verwechseln und der Schöpfer sieht auf ihn hinab, wie auf die kleinen Götter, die mit seinem Funken in der Brust auf den Thronen der Erde sitzen und seinem Beispiel gemäß eine kleine Welt erhalten. Wollte sagen – was wollt ich doch sagen?¹⁰²

Einen Standpunkt einzunehmen, eröffnet folglich den Blick auf „eine kleine Welt“ – allerdings nur in dem Maße, wie sie den Blick auf die große Welt, den Blick Gottes, verstellt. Der Modus intuitiver Wahrnehmung verbindet beide Perspektiven, die Extension des Wahrnehmungsfeldes trennt sie. Indem das Gemälde für Lenz¹⁰³ zum Modell des Dramas wird¹⁰⁴, verlangt dieses eine besondere Rezeptionshaltung, die

¹⁰¹ Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 13.

¹⁰² Ebd. Hervorhebungen im Original.

¹⁰³ Vgl. auch den Brief von Lenz an Sophie von La Roche vom 20. Mai 1775, in dem Lenz meint: „Freilich kann mein kaltes Vaterland großen Anteil daran haben, daß ich mehr für das Bildende als Tönende der Dichtkunst bin.“ Briefe von und an J. M. R. Lenz. Gesammelt und hrsg. v. Karl Freye und Wolfgang Stammeler (1918). Erster Band. Bern 1969. S. 107.

¹⁰⁴ Kagel hat zudem überzeugend auf die Vermittlung beider Vorstellungen durch den Landschaftsgarten hingewiesen: Wie beim Englischen Garten gehe es auch bei Lenz um die eigene perspektivische Erfahrung, die eine Bildfolge dem Betrachter gewährt, wobei „die unvermittelte Erfahrung des aktuell Wahrgenommenen daher Priorität vor einer wie immer gearteten inhaltlichen Aussage des Stückes besitzt“.

verweilend der plötzlich sich darbietenden Erkenntnis entgegengelt, dem „Gipfelaugenblick“ zu, dem „Augenblick utopischer Präsenz, in dem Wahrnehmung, sinnliche Erkenntnis und Glücksempfindung sich in der Erfahrung des Neuen vereinigen“.¹⁰⁵ Die implizite Gleichstellung des poetischen Genies mit den Throninhabern der Welt, die Lenz' Ausführungen folgt, ist gerade für das Soldatenprojekt von entscheidender Bedeutung und verlangt daher Aufmerksamkeit. Aus der antizipierten Gottesperspektive nämlich sieht dieser „auf ihn [den Poeten] hinab, wie auf die kleinen Götter, die mit seinem Funken in der Brust auf den Thronen der Erde sitzen und seinem Beispiel gemäß eine kleine Welt erhalten“ (s. o.). Bedenkt man an dieser Stelle Merciers Utopie, wonach einmal die Gelehrten „unter der Fahne der Philosophie [...] Staatsmännern und Königen die Lehren vorschreiben, welche die Grundlagen der allgemeinen Glückseligkeit seyn sollen“¹⁰⁶, so ergibt sich eine Trias horizontal zueinander stehender Rollen: König, Poet und Philosoph. Zwischen „Den Soldaten“ und den „Soldatenehen“ liegt, wie noch zu sehen sein wird, auch die Kluft eines andersartigen Selbstverständnisses des Autors, der vom Poeten zum Philosophen übergeht (zeitweilig sogar gedanklich die Königsrolle einnimmt). Aber Poesie und Philosophie sind funktional differenziert: Die Erkenntnisfunktion des Schauspiels, die darin ihre Grundlage hat, dass „das sinnlich wahrgenommene Ereignis zu Erkenntnissen führen [kann], die als noch ungedachte dem Schauspiel lediglich virtuell eingeschrieben sind“¹⁰⁷, bleibt auf den

Vgl. Kagel, Martin: Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhard Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 159 ff, Zitat S. 162.

¹⁰⁵ Beide Zitate ebd. S. 168. Es bedarf hier wohl kaum der Anmerkung, dass die literaturwissenschaftlich-analytische Rezeptionshaltung des Interpreten dem keineswegs entspricht – womit sich zumindest z. T. die Probleme wissenschaftlicher Lenzlektüren erklären ließen.

¹⁰⁶ S. o., d. i. Scholz, Wolfgang: Abbildung und Veränderung durch das Theater im 18. Jahrhundert. Hildesheim, New York 1980. S. 86.

¹⁰⁷ Kagel, Martin: Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhard Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 168.

ästhetisch wahrnehmenden Zuschauer angewiesen. Tatsächlich traut Lenz der anschauenden Erkenntnis unmittelbare Wirksamkeit in der außerliterarischen Wirklichkeit zu, wie wir einem Brief an Herder entnehmen können.¹⁰⁸

Damit ist in Lenz' Theatertheorie ein Modell intersystemischer Irritation angelegt, dem auch sein Soldatenprojekt folgt. Zunächst verbindet sich für Lenz mit dem Theater eine Hoffnung auf unmittelbare Einflussnahme auf die Systemumwelt, auf operative Irritation. Die Vorstellung, dass sich durch den Theaterbesuch unmittelbar das (kommunikative) Verhalten der Rezipienten beeinflussen lässt, ist jedoch eine – bei allem reformatorischen Pathos – gerade durch ihre vehemente Verteidigung mitunter fraglich scheinende. Nicht nur aus heutiger Perspektive nachvollziehbarer, sondern auch im Verlaufe des Soldatenprojekts bedeutsamer, ist demgegenüber das ebenso angelegte Modell indirekter Irritation, wonach durch die anschauende Erkenntnis Denkprozesse ausgelöst werden, die schließlich zur Änderung der anvisierten Systeme führen. Dieses letztere Modell kognitiver Irritation wird in Lenz' Traktat für einen Versuch indirekter Irritation genutzt.

¹⁰⁸ „Das Mädchen [Susanne Cleophe Fibich], das die Hauptfigur meiner ‚Soldaten‘ ausmacht, lebt gegenwärtig in der süßen Erwartung, ihren Bräutigam, das ein Officier [Friedrich Georg von Kleist] ist, getreu wiederkehren zu sehen. Ob der's thut oder sie betrügt, steht bei Gott. Betrügt er sie, so könnten die ‚Soldaten‘ nicht bald genug bekannt gemacht werden, um den Menschen zu zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückzupeitschen. [...] Das ist die Bewandtniß [...]“ Lenz an Herder, Ende März 1776. In: Briefe von und an J. M. R. Lenz. Gesammelt und hrsg. v. Karl Freye und Wolfgang Stammeler (1918). Erster Band. Bern 1969. S. 215.

4.3. Direkte Irritation des Militärs durch die Kunst

Eine direkte Irritation ist nicht erfolgt. Zum einen gelang es Lenz durch sein Drama nicht, (das psychische System) Baron von Kleist „zu zerscheitern“ oder „zu seiner Pflicht vielleicht noch zurückzupfeitschen“ (s. o.), d. h. zur Rückkehr zur damals 17-jährigen Cleophe Fibich zu bewegen, für welche daher ein lebenslanges ehrloses Jungferndasein begann, das erst 1820 endete. Zum anderen weist auch das Militärsystem keine Irritationen durch das Stück auf – wenn auch Lenz lange Zeit daran glaubt und geradezu paranoid Reaktionen der Militärs befürchtet.¹⁰⁹ Und „Die Soldaten“ stießen auch sonst bei den Zeitgenossen weder auf Interesse, noch auf Verständnis.¹¹⁰ Boie hält „Die Soldaten“ für „nach seiner [Lenzens] Art sonderbar“ und auch Goethe gilt das Stück als eine von Lenz' „merkwürdigen Schriften“¹¹¹, das v. a. für Frauen ungeeignet sei. Derart von jeder unmittelbaren Wirkungsmöglichkeit abgeschnitten, entfiel jede Möglichkeit direkter Irritation des Militärs und seiner möglichen weiblichen Opfer. Die Bilanz ist vernichtend: „Mit diesem Stück wird er [Lenz] noch einsamer sein als mit seinen vorherigen. Niemand versteht es, niemand braucht es. Keiner führt es auf.“¹¹²

¹⁰⁹ Zu beidem vgl. Damm, Sigrid: Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz. Frankfurt am Main, Leipzig 1992. S. 126 ff. bzw. 157 ff.

¹¹⁰ „Das zeitgenössische Echo auf ‚Die Soldaten‘ war überraschend gering. Die einzige Rezension erschien im ‚Almanach der deutschen Musen‘ auf das Jahr 1777, wo in einer kurzen Notiz die Talente des Verfassers gewürdigt wurden. Auch als Bühnenstück hatte ‚Die Soldaten‘ bei den Zeitgenossen keinen Erfolg. Nach dem Druck verging fast ein ganzes Jahrhundert, ehe das Stück erstmals – noch dazu stark bearbeitet – auf der Bühne erschien.“ Erläuterungen und Dokumente. J. M. R. Lenz: Die Soldaten. Hrsg. v. Herbert Krämer. Stuttgart 1985. S. 51. Die anonyme Rezension ist dankbarerweise als Textanhang von Luserke wiedergegeben worden. Dem Rezensenten dünkt das Stück insgesamt zwar gut, doch ist „das Pathos gleich nicht so stark, als im Hofmeister und im neuen Menoza“ und „sind der originellen Charaktere gleich nicht so viel“ wie in diesen. Zitiert nach Luserke, Matthias: J. M. R. Lenz. Der Hofmeister – Der neue Menoza – Die Soldaten. München 1993. S. 118.

¹¹¹ In beiden Fällen zitiert nach Erläuterungen und Dokumente. J. M. R. Lenz: Die Soldaten. Hrsg. v. Herbert Krämer. Stuttgart 1985. S. 51 (Boie) und 52 (Goethe). Die Doppeldeutigkeit von „merkwürdig“ wird durch den unmittelbaren Kontext ebd. dem Bedeutungsfeld „sonderbar“ angenähert.

¹¹² Damm, Sigrid: Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz. Frankfurt am Main, Leipzig 1992. S. 156.

4.4. Indirekte Irritation des Militärs durch die Kunst: Das Drama als Lösungsweg

4.4.1. Vorüberlegungen

In einer anderen Hinsicht aber blieb das Stück keineswegs folgenlos. Denn wenn es auch die eigentlichen Adressaten nicht erreichte, so konnte es dennoch die ihm zugedachte Erkenntnisfunktion in vollem Maße entfalten, denn zumindest einen aufmerksamen Leser hatte Lenz: Lenz. So ist das Stück, wie ich im folgenden zeigen werde, nicht nur Ausdruck, sondern vielmehr Werkstatt von Erkenntnis, in dem sich mehrere Stufen des Erkenntnisprozesses niedergeschlagen haben und durch das dieser befördert wurde. Denn Lenz führt in den „Soldaten“ verschiedene Diskurse zusammen, die gemeinsam ein Kräftefeld bilden, das den Raum der Lösung des Soldatenproblems absteckt. So begegnen sich in den „Soldaten“ der Diskurs der Ästhetik, der Sexualitätsdiskurs und der über die empfindsame Liebesehe. Ich werde zunächst die einzelnen Diskurse innerhalb des Stücks verfolgen und ihre Verknüpfung auf verschiedenen Entwicklungsstufen des Stücks aufzeigen. Daraufhin ist zu ermitteln, welche Lösungsansätze sich daraus im einzelnen ergeben, welchen Stellenwert sie innerhalb des Stückes haben und inwiefern sie sich während der Textproduktion änderten. Nachdem das Drama so als Lösungsweg – nicht Lösungsangebot – des Soldatenproblems lesbar gemacht worden ist, wird nach den Folgen im Zusammenhang des Soldatenprojekts als Ganzem zu fragen sein (4.5.).

4.4.2. Erkenntnisleitende Diskurse innerhalb des Stücks

Der ästhetische Diskurs¹¹³ dominiert gleich in den ersten Szenen des Dramas: Maries Versuch, dem auch vom Bürgertum nachgeahmten Briefstil des Adels zu entsprechen (I.1.) und die eigene Handschrift zu kultivieren (I.3.), markiert bereits eingangs ihre Verführbarkeit durch den normgebenden Adel, dem sie sich anzugleichen sucht. Maries orthographische Unsicherheit beim Wort Madame¹¹⁴ wird dabei kontrastiert mit Desportes galantem höfischen Stil, der bereits in seinem ersten Satz, der die Titulierung Maries als „göttliche Mademoiselle“ enthält, sowie in den nachfolgenden Komplimenten zutage tritt.¹¹⁵ Zentraler Bestandteil der von ihm angewandten Verführungskünste ist ein geplanter Komödienbesuch, den Vater Wesener zurückweist, der aber schließlich doch

¹¹³ Ich begreife den „ästhetischen Diskurs“ hier im weitesten Sinn – bis zu lebensweltlichem Ästhetizismus.

¹¹⁴ Maries Unsicherheit in der Schreibung „Schwester, weißt du nicht, wie schreibt man Madam, Ma ma, t a m m tamm, m e me“ wird durch die divergierende Aussprache des Wortes („Matamm“) komplementiert und zugleich erklärt. Alle Zitate Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. I.1. [S. 5]. Die ständekritischen Untertöne (hier v. a. am imitierenden Bürgertum) sind nicht zu überhören, aber für meine Fragestellung zunächst nebensächlich. Vgl. hierzu aber Niggel, Günter: Ständebild und Ständekritik in Lenzens sozialen Dramen ‚Der Hofmeister‘ und ‚Die Soldaten‘. In: Die Wunde Lenz. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Redigiert v. Horst Wenzel. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2003. S. 151 ff. Allerdings geht Niggel m. E. zu weit, wenn er die Ständekritik zur zentralen Aussage des Dramas hypostasiert und schlussfolgert, dass „dieses Trauerspiel kein Programmstück für bestimmte soziale Probleme sein, sondern die Brüchigkeit der sittlichen Ordnung in den beiden wichtigsten Ständen der damaligen Gesellschaft erweisen [will], ohne an eine Veränderbarkeit dieser Zustände zu glauben“. Ebd. S. 152. Demgegenüber ist daran zu erinnern, dass Lenz v. a. kein bürgerliches Trauerspiel schreiben wollte, wie Niggel ihm begründungslos unterstellt und was er stillschweigend zum Bewertungskriterium für „Die Soldaten“ erhebt, wenn er ebd. S. 151 wohlwollend attestiert, dass „dieses Stück als einziges bei Lenz zum bürgerlichen Trauerspiel qualifiziert“ sei. Lenz ist nicht Lessing und dies macht er selbst mehr als einmal deutlich. Man lese nur den zunächst sinnlos erscheinenden (und sachlich äußerst unwahrscheinlichen) Einschub Lenz` in den „Anmerkungen“, wonach er „aufrichtig zu reden, ihn [den Aristoteles, hier wohl die „Poetik“] noch nicht ganz durchgelesen“ (Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 10.) und halte ihn gegen der „Hamburgischen Dramaturgie“ 75. Stück, in welchem Lessing riet, dass „[w]er uns einen neuen Kommentar über seine [des Aristoteles] ‚Dichtkunst‘ liefern will [...], vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfange bis zum Ende zu lesen“ habe. Lessing, Gotthold Ephraim: Hamburgische Dramaturgie. In: Lessings Werke in fünf Bänden. Vierter Band: Hamburgische Dramaturgie. Hrsg. v. den nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin, Weimar 1978. S. 363. Dieses Werk entstand am 19.01.1768 und war als Einzelblattdruck spätestens am 15.04.1768 erschienen. Kenntnis Lenz` ist daher stark anzunehmen und der Bezug als ironisch zu betrachten. Insgesamt sehr viel zentraler ist aber natürlich die Differenz zwischen Lenz und Lessing, die sich aus dem Realismusprinzip des erstgenannten ergibt.

¹¹⁵ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. I.3. [S. 7].

zustandekommt und die zukünftige Entwicklung der dramatischen Handlung vorwegnimmt, denn – wie Luserke prägnant formulierte – „[w]enn die Tochter den geschützten Raum des elterlichen Hauses verläßt, macht sie sich zum möglichen Objekt männlichen Begehrens“ und deshalb ist „[f]ür den Vater [...] der reale Komödienbesuch der symbolische Verlust der Jungfräulichkeit der Tochter, das immaterielle Kapital einer weiblichen bürgerlichen Existenz im 18. Jahrhundert“.¹¹⁶ Insofern werde Marie durch ihren Komödienbesuch „als Handlungsträgerin des Stückes regelrecht *in* die Komödie entlassen“.¹¹⁷ Was sie dort zu sehen bekommt, enthält Lenz dem Leser bzw. Zuschauer nicht vor, es sind Stücke mit redenden Titeln, nämlich „ein fürtreffliches Stück, ‚La recherche d'esprit‘, und die erste Piece ist der ‚Deserteur““¹¹⁸, wie Desportes erläutert. Leider hat die Wahl der Stücke in der Forschungsliteratur keine Beachtung gefunden.¹¹⁹ Die Titel markieren jedenfalls die Stoßrichtung des intertextuellen Verweises. So mutet es ironisch an, wenn das erste Stück, Merciers Drama „Deserteur“ (1770) einen Offizier, der später tatsächlich flieht, anspricht¹²⁰, und wenn der Besuch von Favarts komischer Oper über „Die Sucherin nach Esprit“ (1741) den Anfang des Unglücks für die allzu unternehmungslustige Sucherin Marie markiert.¹²¹ Eine im engeren Sinne ästhetische Kontroverse, die Diskussion über Nutzen und Nachteil des Theaters für das Leben, steht

¹¹⁶ Beide Zitate Luserke, Matthias: J. M. R. Lenz. Der Hofmeister – Der neue Menoza – Die Soldaten. München 1993. S. 80 bzw. 81.

¹¹⁷ Ebd. S. 81. Hervorhebungen im Original.

¹¹⁸ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. I.3. [S. 9].

¹¹⁹ Lützel, der den literarischen Anspielungen in den Soldaten immerhin einen fünfseitigen Abschnitt seiner Interpretation widmet (d. i. Lützel, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 154 – 159), erwähnt diese Stelle nicht, sondern konzentriert sich auf die – vielleicht wichtigere – Pamela-Anspielung, und selbst in der Dissertation von Schmalhaus, Steffen: Literarische Anspielungen als Darstellungsprinzip. Studien zur Schreibmethodik von Jakob Michael Reinhold Lenz. Münster, Hamburg 1994 findet die Anspielung keine Berücksichtigung.

¹²⁰ Bemerkenswerterweise weist der Text hier übrigens keine Anführungszeichen auf.

¹²¹ Ich habe Esprit an dieser Stelle bewußt nicht übersetzt. Neben der Grundbedeutung „Wissen“ ginge dabei m. E. die Konnotation zur Welt der (von Frankreich inspirierten) Salonunterhaltung verloren, die mir an dieser Stelle sehr bedeutsam zu sein scheint. Leider kann der Verweis hier nicht weiter verfolgt werden.

im Mittelpunkt der vielbeachteten ersten Reflexionsszene.¹²² Sie stellt – in Horazischen Termini ausgedrückt – eine *prodesse-et-delectare*-Auffassung des Theaters einer reinen *delectare*-Konzeption gegenüber¹²³, ohne dass innerhalb der Reflexionsszene selbst eine der beiden Positionen klar widerlegt oder erkennbar privilegiert würde.¹²⁴ Und auch der halbherzige Schlichtungsversuch des Obristen bietet keine Vermittlung der Positionen, sondern bestätigt lediglich die Befürchtungen Eisenhardts und hält diesen eine durch den Verlauf des Dramas endgültig widerlegte, aber bereits zum Zeitpunkt ihrer Formulierung keineswegs als sicher betrachtete Hoffnung entgegen, wonach das Ehrgefühl den möglichen verderblichen Folgen der Komödie entgegenwirke, denn, meint der Obrist, „[e]s ist kein Offizier, der nicht wissen sollte, was die Ehre von ihm fordert“¹²⁵. Der Konjunktiv markiert hier allzu berechtigte Zweifel. Diese betreffen aber nicht mehr nur

¹²² Einsatz und Funktion der Reflexionsszenen hat insbesondere Thorsten Unger hervorragend untersucht. Siehe v. a. Unger, Thorsten: *Handeln im Drama. Theorie und Praxis bei J. Chr. Gottsched und J. M. R. Lenz* (= *Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen, englischen und skandinavischen Philologie*. Begründet v. Erich Schmidt und Alois Brandel. Hrsg. v. Dieter Cherubim u. a. Band 295. Hrsg. v. Horst Turk). Göttingen 1993. S. 199: „Indem die Reflexionsszenen in kontroversen Positionen einen Aspekt des Gesamtthemas zur Sprache bringen, lenken sie das Interesse des Zuschauers/Lesers derart, daß er sich im Idealfall auch in den Szenen der Handlungsstränge nicht primär dem Einzelschicksal der agierenden Figuren zuwendet, sondern ebenfalls dem hierin exemplarisch dargestellten Aspekt der Sache. So ist es wesentlich ihre Funktion, dem Zuschauer das Verstehen der Einzelhandlungen im Hinblick auf das thematische Zentrum des im Stück dargestellten kontingenten Handlungsraums zu ermöglichen.“ Dass die im strengen Sinne „vorangehenden“ Szenen erst „nachträglich“ diskursiviert und damit einer Deutung leichter zugänglich gemacht werden, unterstreicht zudem den o. g. Charakter der Synchronizität, indem hier mit der Reflexionsszene eine Rückkoppelungsschleife eingeführt wird.

¹²³ Erstere vertritt der Offizier Haudy, letztere der Feldprediger Eisenhardt. Vgl. Lenz, Jakob Michael Reinhold: *Die Soldaten. Eine Komödie*. Stuttgart 1999. I.4. [S. 11 f].

¹²⁴ Dementsprechend stehen sich hier sehr verschiedene Deutungen gegenüber. Luserke etwa sieht Eisenhardts aufklärerische Poetik als dominant und durch dieses bestätigt an, während für Kagel „Eisenhardt [...] den ästhetischen Standpunkt des Schauspiels verfehlt“, und laut Lützel werden beide Positionen disqualifiziert, denn „[m]it seinem Realismusprogramm will Lenz selbst beides, Vergnügen und Nutzen, hinter sich lassen“. Vgl. Luserke, Matthias: *J. M. R. Lenz. Der Hofmeister – Der neue Menoza – Die Soldaten*. München 1993. S. 81 ff, Kagel, Martin: *Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz* (= *Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft*. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 113 ff, Zitat S. 115 und Lützel, Paul Michael: *Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776)*. In: *Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang*. Stuttgart 1987. S. 152 f, Zitat S. 152.

¹²⁵ Lenz, Jakob Michael Reinhold: *Die Soldaten. Eine Komödie*. Stuttgart 1999. I.4. [S. 13 f]. „Der obsolete Ehrbegriff, den er [Spannheim] für die Offiziere ins Feld führt, verbunden mit einem bloß abstrakten Stolz der Offiziersgarde, verfehlt das Problem und mit ihm das Individuum, von dem hier die Rede ist“, kommentiert Kagel, Martin: *Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz* (= *Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft*. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 113 zu Recht.

die möglichen verderblichen Folgen der Komödie, sondern auch schon den Sexualitätsdiskurs, den Lenz von Anfang an mit dem ästhetischen enggeführt hatte. Die Verbindung der verderblichen Folgen der Komödie mit dem sittlichen Zustand der Gesellschaft ist naheliegend, denn auf ihn bezieht sich ja die Rede von Funktionalität oder Dysfunktionalität des Schauspiels.

Es ist nun aber speziell die Sexualität, die für den Zustand der Gesellschaft schlechthin steht und in den Mittelpunkt des Interesses rückt. Sexualität hat freilich nicht nur bei Lenz, sondern im Sturm und Drang generell große Bedeutung.¹²⁶ Aber Lenz' „Vorlesungen“ machen einen ungewöhnlichen Stellenwert der Sexualität deutlich.¹²⁷ Die direkte Verbindung zwischen ästhetischem und Sexualitätsdiskurs, Eisenhardts These, die Offiziere „ahmen [...] nach, was Ihnen dort [in der Komödie] vorgestellt wird, und bringen Unglück und Fluch in die Familien“, wird von Haudy ebenso kategorisch zurückgewiesen: „Eine Hure wird immer eine Hure, sie gerate unter welche Hände sie will“, woraufhin Eisenhardt die Antithese formuliert: „[E]ine Hure wird niemals eine Hure, wenn sie nicht dazu gemacht wird.“¹²⁸ Damit ist die polare Struktur, in der sich der Sexualitätsdiskurs im gesamten Stück bewegt, vorgegeben, denn „[i]n These und Antithese treffen hier geradezu Notwendigkeit und Kontingenz aufeinander,

¹²⁶ So spricht Ariane Martin im Anschluss an Marx und Luserke durchaus berechtigt von S[turm] und D[rang] auch als von S[exualität] und D[iskursivierung], insofern Lenz' Behandlung des Geschlechtstriebes und der Ehe „mit der Formel ‚*Sexualität und Diskursivierung*‘ erfasst werden kann: In direkter Anrede seiner Adressaten [...] problematisiert Lenz öffentlich den Ehediskurs als Sexualitätsdiskurs und macht seine Reflexionen, seine Rede über Tabuthemen, explizit selbst zum Thema“. Martin, Ariane: Ehediskurs im Sturm und Drang. Das Einladungsgedicht *Zur Hochzeit zweier Täubgen* von J. M. R. Lenz. In: Lenz-Jahrbuch. Sturm-und-Drang-Studien. Band 10/11 (2000/2001). Hrsg. v. Matthias Luserke-Jaqui. St. Ingbert 2003. S. 303 – 326, hier S. 324. Hervorhebungen im Original.

¹²⁷ Vgl. z. B. Lenz, Jakob Michael Reinhold: Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen (1780). Faks.-Dr. der Ausg. Frankfurt am Main und Leipzig 1780. Hrsg. u. m. e. Nachw. v. Christoph Weiß. St. Ingbert 1994. S. 50 f.

¹²⁸ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. I.4. [S. 12 f].

Determiniertheit der Identität durch Geburt und Sozialisation im kontingenten Raum“¹²⁹ und „[d]ieser von Haudy und Eisenhardt gesteckte Rahmen wird auf der argumentativen Ebene an keiner Stelle überschritten“¹³⁰. Aber er wird gefüllt. Etwa wenn Eisenhardt seine These der gesellschaftlichen Produktion von Prostitution begründet: „Der Trieb“, betont er, „ist in allen Menschen, aber jedes Frauenzimmer weiß, daß sie dem Triebe ihre ganze künftige Glückseligkeit zu danken hat, und wird sie die aufopfern, wenn man sie nicht drum betrügt?“¹³¹ Zum einen wird hierin eine doppelte Aktivität vorausgesetzt: Der Betrug durch den Offizier und die Aufopferung der Glückseligkeit durch das betrogene Frauenzimmer.¹³² Und diese Gleichzeitigkeit von Passivität (Erleiden des Betrugs) und Aktivität (Aufopferung der Glückseligkeit) legt den Grundstein für die Ambivalenz der Marie, die zu den verschiedensten Positionierungen zu ihr und zur Frage ihrer Verantwortung geführt hat.¹³³ Wichtiger als die Schuldfrage scheint mir aber die Tatsache des von außen angestoßenen Handelns selbst zu sein. Es kommt hier darauf an, dass Aktivität und Passivität nicht als Gegensätze, sondern einander bedingend konzipiert

¹²⁹ Unger, Thorsten: Handeln im Drama. Theorie und Praxis bei J. Chr. Gottsched und J. M. R. Lenz (= Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen, englischen und skandinavischen Philologie. Begründet v. Erich Schmidt und Alois Brandel. Hrsg. v. Dieter Cherubim u. a. Band 295. Hrsg. v. Horst Turk). Göttingen 1993. S. 198.

¹³⁰ Hallensleben, Sylvia: ‚Dies Geschöpf taugt nur zur Hure...‘. Anmerkungen zum Frauenbild in Lenz‘ Soldaten. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar 1994. S. 225 – 241, hier S. 228.

¹³¹ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. I.4. [S. 13].

¹³² Darum wird Hallensleben der Konzeption auch nicht gerecht, wenn aus den beiden Positionen zur Hurenfrage eine ebenfalls polare „Alternative zwischen der Verdammung zur Hure oder der Verweisung in die Opferrolle“ (Hallensleben, Sylvia: ‚Dies Geschöpf taugt nur zur Hure...‘. Anmerkungen zum Frauenbild in Lenz‘ Soldaten. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar 1994. S. 228.) für die besprochenen Frauen erwachse, denn ohne ihr Zutun geraten sie laut Eisenhardt eben nicht in die Opferrolle.

¹³³ Zur Figurenkonzeption der Mariane vgl. v. a. Pautler, Stefan: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang (= Religiöse Kulturen der Moderne. Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger). Gütersloh 1999. S. 217 – 229, der – im Anschluss an MacInnes – daran erinnert, dass Mariane mit einer besonders „intensiven Lebensvitalität ausgestattet ist“, welche sie einerseits zum Opfer prädestiniere, andererseits aber ihr Streben nach Autonomie grundlege. Vgl. ebd. S. 217 ff, Zitat S. 217.

sind, denn wie Maries Aktivität nicht ohne vorangegangene Passivität denkbar wäre¹³⁴, so auch nicht ihre Passivität (als Objekt des Begehrens) ohne ihre aktive Bestätigung von Fremdhandlungen. Thorsten Unger hat diese Dialektik der Verführung systemtheoretisch nachgezeichnet:

In Gestalt von Komplimenten stellt Desportes ihr [Marie] Handlungsmöglichkeiten vor, deren Sinnzusammenhang in der Ausrichtung auf den Offizier die Grenzen bürgerlicher Identität verläßt. Diese Sinnentwürfe werden von Marie zunächst erlebend, noch nicht handelnd aufgenommen. [...] Muß sich also Marie zunächst nur passiv mit sinnhaft strukturierten Handlungsmöglichkeiten auseinandersetzen, so bedeutet die Zustimmung zum heimlichen Komödienbesuch, gerade weil sie ihn in einem bewußten Verstoß gegen die vom Vater repräsentierten Normen durchführt, durchaus auch eine eigene Sinnsetzung. Indem sie einen vorstrukturierten Handlungsentwurf annimmt, akzeptiert sie den darin gesetzten Sinn als für ihre eigene Identität brauchbar und überführt das Sinnerleben in Handlung. In der entstehenden Liebesbeziehung zu Desportes bringt sie damit die Eigendynamik des Liebesprozesses voran.¹³⁵

¹³⁴ Hallensleben meint: „Marie ist von Anfang an aktivst beteiligt. Desportes Rolle ist die eines Katalysators. Haudy hatte schon recht, es hätte kein Desportes kommen müssen, um Marie zu verführen, aber vielleicht wäre auch kein anderer ihr so gemäß gewesen.“ Hallensleben, Sylvia: ‚Dies Geschöpf taugt nur zur Hure...‘. Anmerkungen zum Frauenbild in Lenz‘ Soldaten. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar 1994. S. 231. Ohne Desportes` ersten Anstoß wäre Marie aber keineswegs tätig geworden: Irgendein Desportes war notwendig.

¹³⁵ Unger, Thorsten: Handeln im Drama. Theorie und Praxis bei J. Chr. Gottsched und J. M. R. Lenz (= Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen, englischen und skandinavischen Philologie. Begründet v. Erich Schmidt und Alois Brandel. Hrsg. v. Dieter Cherusim u. a. Band 295. Hrsg. v. Horst Turk). Göttingen 1993. S. 217.

Gewiß, „[a]lles Tun ist ein Lassen“ (Nietzsche), aber doch ist die Aktivierung von Passivität hier eine besondere, es ist die der passionierten Liebe. Das französische Salonmodell amour/passion lebte von eben diesem Wechselspiel von Aktivität und Passivität, Attraktion und Zurückweisung. Und in Frankreich, dem Schauplatz des Dramas, wurde auch im späten 18. Jahrhundert noch die als konventionsbefreiend geltende Passion gegen das auf Exklusivität der Interpenetration (im doppelten Sinne) abstellende Modell der Liebesehe heftig verteidigt, denn „[d]ie Gewalt, die man sich antut, in der Liebe treu zu bleiben, ist nicht viel besser als Untreue“, wie La Rochefoucauld schon 1665 bemerkt hatte und womit er nachhaltig die „Liebe als Passion“ (Nietzsche) rechtfertigte, während er zugleich die „Seelenliebe“ (amour) ins Irreale idealisierte und somit in ein Jenseits menschlicher Erfahrung verbannte: „Mit der wahren Liebe ist es wie mit den Gespensterscheinungen: alle Welt spricht von ihnen, aber wenige haben sie gesehen“¹³⁶.

Es sind drei Merkmale des Modells von Liebe als Passion¹³⁷, die hier von Interesse sind: Die Eröffnung von Handlungsfreiräumen für den Begehrenden, d. i. die Leidenschaft als Alibi¹³⁸, die Koinzidenz von Befriedigung und Ende der Passion¹³⁹ und das daraus

¹³⁶ La Rochefoucauld, François de: Reflexionen oder Moralische Sentenzen und Maximen. In: Die französischen Moralisten. La Rochefoucauld, Vauvenargues, Montesquieu, Chamfort. Hrsg. v. Fritz Schalk. Leipzig 1962. S. 105 bzw. 71.

¹³⁷ Die folgenden Ausführungen basieren auf Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main 1994. Zur Bedeutung des Themas Liebesemantik in der Systemtheorie und insbesondere bei Luhmann vgl. Hungerige, Heiko/ Borg-Laufs, Michael: „Liebe“ im konstruktivistischen Diskurs. What's love got to do with it? In: Wissen und Wirklichkeit. Beiträge zum Konstruktivismus. Eine Hommage an Ernst von Glasersfeld. Hrsg. v. Gebhard Rusch. Heidelberg 1999. S. 198 – 244. Konstruktive Kritik übt Luserke, Matthias: Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung. Stuttgart, Weimar 1995.

¹³⁸ „Passion ist keine Entschuldigung, wenn ein Jäger eine Kuh erschießt. Die Lage wendet sich jedoch, wenn Passion als eine Art Institution Anerkennung findet und als Bedingung für die Bildung sozialer Systeme erwartet wird; wenn erwartet, ja gefordert wird, daß man einer Passion verfällt, für die man nichts kann, bevor man in engere Liebesbeziehungen eintritt. Dann wird die Semantik der Passion verwendet, um institutionalisierte Freiheiten zu decken, das heißt abzuschirmen und zugleich zu verdecken. Passion wird zu Handlungsfreiheit, die weder als solche noch in ihren Wirkungen gerechtfertigt zu werden braucht. Aktivität wird als Passivität, Freiheit als Zwang getarnt.“ Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main 1994. S. 73.

resultierende Verhältnis gegenseitiger Ausschließlichkeit von Liebe (als Leidenschaft) und Ehe (als Institution)¹⁴⁰. Es ist unschwer zu erkennen, dass Desportes diesem Modell, dessen Trägerschicht vornehmlich der Adel war, anhängt: Sein Begehren erlischt zeitgleich mit dessen Befriedigung, an eine Ehe ist für ihn gar nicht zu denken¹⁴¹ und seine Leidenschaft gilt ihm als hinreichende Legitimation der Liaison. Letzteres drückt sich am deutlichsten in dem Brief aus, den er Marie schreibt und der, da er die väterliche Aufsicht außer Kraft zu setzen vermag, den Durchbruch seines Werbens bedeutet. Der Text mag zunächst harmlos wirken:

Du höchster Gegenstand von meinen reinen Trieben.

Ich bet dich an, ich will dich ewig lieben.

Weil die Versicherung von meiner Lieb und Treu,

Du allerschönstes Licht, mit jedem Morgen neu.¹⁴²

Aber die erste Zeile wird von Vater Wesener kurz darauf noch einmal wiederholt und erhält somit besonderes Gewicht. Und sie ist es offensichtlich auch, die seinen anschließenden Meinungsumschwung bezüglich Maries Verhalten gegenüber Desportes motiviert.¹⁴³ Dies erklärt sich durch die von Desportes beschworenen „reinen Triebe“, die keine verlässliche Basis für eine Eheanbahnung sind und insbesondere vor dem Hintergrund des Amour-Passion-Modells geradezu gegenteilig zu werten sind, da dieses

¹³⁹ „Liebe dauert nur kurze Zeit, und ihr Ende kompensiert das Fehlen jeder anderen Grenze. Das Wesen selbst der Liebe, der Exzeß ist der Grund für ihr Ende; und umgekehrt [...]. Fast ist die Erfüllung schon das Ende, fast muß man sie fürchten und hinauszögern oder zu vermeiden suchen. Als Unbedingtheit verträgt sie keine Repetition.“ Ebd. S. 89.

¹⁴⁰ „Nichts wäre abwegiger als bei Liebe an Ehe zu denken.“ Ebd.

¹⁴¹ Vgl. Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. V.3. [S. 52].

¹⁴² Ebd. I.6. [S. 16].

¹⁴³ „Du höchster Gegenstand von meinen reinen Trieben. (*Steckt die Verse in die Tasche.*) Er denkt doch honett, seh ich.“ Ebd. Es gibt an dieser Stelle Signale für in Weseners Worten von ihm angelegte Ironie.

die wechselseitige Ausschließlichkeit von Leidenschaft und Ehe beinhaltet. Vater Wesener hat aber offenbar eine andere Lesart der Zeile als die von der historischen Semantik nahegelegte; für ihn scheinen die „Triebe“ die versprochene „ewige Liebe“ vielmehr zu beglaubigen und dadurch auf ernsthafte Heirats- statt Verführungsabsichten zu verweisen. M. E. beruht das folgenschwere Missverständnis auf der Polysemie von den „reinen Trieben“. Die Bedeutungsfülle von „Trieb“ im 18. Jahrhundert ist enorm und reicht – um nur einiges zu nennen – von den sinnlichen Bedeutungen in Viehwirtschaft und Jagd über Schießtechnik und maschinellen Antrieb bis zur geläufigsten Bedeutung des inneren Antriebs bzw. des Instinkts.¹⁴⁴ Im gegebenen Kontext kommt der Trieb (1.) als „das treiben des wildes“ bzw. als „abschnitt einer grösseren treibjagd“¹⁴⁵ in Frage, sodann (2.) „im sinne eines maschinellen antriebs“¹⁴⁶, aber auch (3.) „als das drängen, das fördern von innen heraus“¹⁴⁷ und schließlich (4.) in der „geläufigste[n] bedeutung ‚innere treibende kraft‘“, „drang“, „streben“¹⁴⁸. Die letztgenannte Bedeutung ist sowohl für das 18. Jahrhundert als auch für die Verwendung des Wortes in der Literatursprache in besonderem Maße kennzeichnend¹⁴⁹ und dies mag dazu beigetragen haben, dass der Trieb in der Forschungsliteratur unproblematisch in dieser Bedeutung verstanden wurde.¹⁵⁰ M. E. gehen jedoch auch die Sememe andere Bedeutungen in Lenz'

¹⁴⁴ Vgl. Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Hrsg. v. d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Bearbeitet v. d. Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuchs zu Berlin. Band 11: TREIB – TZ. Leipzig 1965. S. 434 – 452.

¹⁴⁵ Beide Zitate ebd. S. 435. Im Original Hervorhebungen.

¹⁴⁶ Ebd. S. 439. Im Original Hervorhebungen.

¹⁴⁷ Ebd. S. 440. Im Original Hervorhebungen. Vgl. auch ebd. S. 444.

¹⁴⁸ Ebd. S. 445 bzw. 446. Im Original Hervorhebungen.

¹⁴⁹ „[D]ie systematische psychologie übernahm im 18. jahrhundert das wort als deutsche bezeichnung für instinct“ und „am meisten tritt der trieb der liebe hervor, zumal in der dichtung“, wobei Grimm hierfür auch eine Belegstelle bei Lenz anführt. Vgl. ebd. S. 447 ff, Zitate ebd. S. 445 bzw. 446.

¹⁵⁰ Dies ist umso erstaunlicher, als die Wörter „Mann“ und „Frau“ das bedeutungsgeschichtliche Interesse der Forschung zu wecken vermochten. Vgl. Graf, Roman: *Die Folgen des ehlosen Standes der Herren Soldaten: Male Homosocial Desire in Lenz's Die Soldaten*. In: *Space to Act: The Theater of J. M. R. Lenz*. Hrsg. v. Alan C. Leidner und Helga S. Madland. Columbia 1993. S. 35 – 44, hier S. 36.

Verwendung des Wortes ein. Teile der Bedeutung (in der idiolektalen Verwendung durch Lenz)¹⁵¹ sind daher neben dem inneren Streben bzw. Drang auch andere Komponenten, die in den „Soldaten“ an verschiedenen Stellen aktualisiert werden. So erscheint der Trieb im Sinne der Treibjagd im Stück, wenn Desportes Marie seinem Jäger zutreibt¹⁵² und die Vergewaltigungsphantasien dieses gemeinen Soldaten mit einer etymologisch aus dem Jagdbereich entlehnten Rangbezeichnung konsequenterweise in der Jagdmetapher entwickelt werden: „Oh! da kommt mir ja ein schönes Stück Wildpret recht ins Garn hereingelaufen. Sie hat meinem Herrn geschrieben, sie würde grad' nach Philippeville zu ihm kommen, (*sieht in den Brief*) zu Fuß – o das arme Kind – ich will dich erfrischen.“¹⁵³ Desweiteren spielt der Trieb in seiner mechanischen Dimension eine Rolle im Stück. Auch wenn diese Verwendung weniger deutlich an die Textoberfläche tritt, so ist sie doch insofern besonders bedeutsam, als sich in ihr die Verbindung zwischen Belebtem (menschlichem und tierischem) und Unbelebtem (der Maschine) abzeichnet, die für die Konzeption der Soldaten im späteren Traktat zum Tragen kommt. Ein Gespräch zwischen Eisenhardt und Pirzel eröffnet schon im Drama einen Einblick in dieses Problemfeld, wenn Pirzel, der bereits zuvor seine konfuse, materialistische Position offenbart hatte,¹⁵⁴ darin die folgenlose Gleichzeitigkeit gegenläufiger Triebe behauptet:

Eisenhardt: Aber hindert Sie das Denken nicht zuweilen im Exerzieren?

¹⁵¹ Mit dieser Konzeption von Bedeutung und Verwendung folge ich Wittgenstein.

¹⁵² Vgl. Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. V.3. [S. 52].

¹⁵³ Ebd. IV.8. [S. 48]. Hervorhebungen im Original. Der Jäger ist übrigens neben dem späteren Stolzius, der den Beruf jedoch nur aus Rachezwecken ergreift, der einzige Mannschaftsdienstgrad des Stückes. Seine Figur, die leicht übersehen werden kann, ist daher von höchster Wichtigkeit, da sie zeigt, dass nicht die Offiziere allein das gesellschaftliche Problem produzieren und also die behandelte Sache sind, sondern die Soldaten insgesamt – wie ja auch Titel und Schlusszene (s. u.) ausweisen.

¹⁵⁴ Ebd. II.2. [S. 19]: „Denken, denken, was der Mensch ist, das ist ja meine Rede. [...] Sehen Sie, das ist ihre Hand, aber was ist das, Haut, Knochen, Erde, (*klopft ihm [Eisenhardt] auf den Puls*) da, da steckt es, das ist nur die Scheide, da steckt der Degen drein, im Blut, im Blut –“, klärt Pirzel den Feldprediger auf.

Pirzel: Ganz und gar nicht, das geht so mechanisch. Haben doch die andern auch nicht die Gedanken beisammen, sondern schweben ihnen alleweile die schönen Mädchen vor den Augen.

Eisenhardt: Das muß seltsame Bataillen geben. Ein ganzes Regiment mit verrückten Köpfen muß Wundertaten tun.

Pirzel: Das geht alles mechanisch.

Eisenhardt: Ja, aber Sie laufen auch mechanisch. Die preußischen Kugeln müssen Sie bisweilen sehr unsanft aus Ihren süßen Träumen geweckt haben.¹⁵⁵

Eisenhardts Erinnerung an die französischen Niederlagen im Siebenjährigen Krieg ist der letzte Redebeitrag in der Diskussion und schließt sie unzweideutig ab. Der Trieb in der Imagination des kämpfenden Soldaten ist also ebenso verheerend, wie der umgesetzte Trieb in der Zivilgesellschaft – freilich mit je anderen Opfern. Doch beide Erscheinungen sind Teil von nur einer Seite des Triebes in den „Soldaten“. Auf der anderen Seite steht der Trieb als positive Trieb-Kraft, als Handlungsmotiv für das Streben nach Vollkommenheit. Diese Dimension des Lenzschen Denkens ist durch die Wiederentdeckung der „Philosophischen Vorlesungen“ (1780) wieder verstärkt ins Bewusstsein der Interpreten gerückt. So sehr man sich davor hüten muss, dass der Lenz der verschiedenen Schriften und Formen „vorschnell über den Leisten einer Einheitsdeutung geschlagen“ wird,¹⁵⁶ so aufschlussreich ist doch die Lenzsche Sexualphilosophie für die „Soldaten“. Denn wie in den „Soldaten“ der Trieb das bezeichnet, mit dem zu rechnen ist, d. h. was – wie im Guten, so im Schlechten – dem menschlichen Handeln zugrundeliegt, so ist die Triebkanalisation auch in Lenz'

¹⁵⁵ Ebd. III.4. [S. 33 f].

¹⁵⁶ Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Stuttgart 1997. S. 296.

Moralphilosophie die Kernfrage. In den „Soldaten“ ist freilich nicht nur mit, sondern auch auf den Trieb zu rechnen, wie eingangs schon Eisenhardt erkannte, als er betonte, dass „[d]er Trieb [...] in allen Menschen“ sei, „aber jedes Frauenzimmer weiß, daß sie dem Triebe ihre ganze künftige Glückseligkeit zu danken“ habe.¹⁵⁷ Die Glückseligkeit, um die es hier geht, ist das höchste Glück empfindsamer Liebe, das Eheglück, wie der Kontext nahelegt und die „Vorlesungen“ bestätigen, in denen es heißt: „Die Ehe ist die große von Gott etablierte [sic!] Ordnung, in der wir diesen Trieb [den Geschlechtstrieb] mäßig stillen dürfen“¹⁵⁸. Sich gegenseitig glücklich zu machen, ist für Lenz das eigentliche Ziel der Ehe. Und da Glückseligkeit als Bedingung für Vollkommenheit (oder besser: Vervollkommnung) begriffen wird,¹⁵⁹ entsteht daraus ein wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis der beiden Ehepartner. Die hieraus sich ergebende Gleichheitsimplikation ist es, die den status quo des ständischen Sozialsystems zu erschüttern droht und den Sexualverzicht der Frau erfordert, denn „[d]ie Aussperrung der Sexualität hatte vermutlich auch heimliche Bezüge zur Stratifikation des Gesellschaftssystems. Das vorbehaltlose Einschmelzen der sexuellen Aktivität in den Liebes-Code hätte der Promiskuität der Stände Tür und Tor geöffnet“¹⁶⁰. Die Einbindung von Sexualität als exklusiver Eigenschaft der Liebesehe (und damit in Abgrenzung von vor- und unehelicher Liebe einerseits und Freundschaft andererseits) verstärkt daher den tendenziell in der Liebesehe angelegten Gleichstellungseffekt, weil in der Monogamie

¹⁵⁷ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. I.4. [S. 13].

¹⁵⁸ Vgl. Lenz, Jakob Michael Reinhold: Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen (1780). Faks.-Dr. der Ausg. Frankfurt am Main und Leipzig 1780. Hrsg. u. m. e. Nachw. v. Christoph Weiß. St. Ingbert 1994. S. 61.

¹⁵⁹ Vgl. Lenz, Jakob Michael Reinhold: Versuch über das erste Principium der Moral. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 499 – 514, hier S. 506 f.

¹⁶⁰ Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main 1994. S. 146.

ein weit über ihre Rolle als Geschlechtswesen hinausreichender Individualitäts- und Partnerwert der Frau [angelegt ist]. Dieser Vorgang, der zunächst zu einer Idealisierung und moralischen Hochwertung der Frau führt, trägt auf lange Sicht doch die Tendenz zu ihrer sozialen Gleichstellung mit dem Mann in sich; so scheint die ‚Emanzipierung‘ der Frau unfehlbar als geschichtlicher Vorgang aufzutreten, sobald einmal die strenge Monogamie durchgesetzt ist.¹⁶¹

Eben das aber soll nicht sein. Die väterliche Sorge und der Versuch des Weltentzuges durch die Gräfin de La Roche, von dem noch zu reden sein wird, sind mögliche Reaktionen auf die Aporien des Codes. Reaktionen, aber keine Lösungen, wie das Stück zeigt. An dessen Ende steht nicht die Aufhebung oder Überwindung der ursprünglichen Triebstruktur, sondern deren schlichte Selbstevidenz. Und das in doppelter Hinsicht: In V.4. „wälzen sich“, wie die Regieanweisung ausweist, Vater Wesener und Tochter Marie „halbtot auf der Erde“¹⁶², verleihen einer letztlichen Dominanz des tierischen Instinktes über die gesellschaftlich-moralische Kluft zwischen dem mittlerweile verarmten Bürger und der „lüderliche[n] Seele“¹⁶³, zu der seine Tochter für ihn verkommen ist, gestischen Ausdruck. Und der geradezu spirituelle Quantensprung, der hier auch mitgemeint ist, erhält seine Kraft eben aus der Rückkehr zum Naturtrieb elterlicher Liebe. Aber auch in V.5. (der ersten Fassung) erhält der Trieb sein Recht, wenn er zum Ausgangspunkt jeglichen Reformbemühens wird, „denn kurzum, den Trieb haben doch alle Menschen“, wie der Obrister erklärt.¹⁶⁴ Unterscheidet man nach Sigusch das Sexuelle, die Sexualität

¹⁶¹ Schelsky, Helmut: Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft. Hamburg 1957. S. 35. Zur Monogamie als Kern des Eheideals vgl. ebd. S. 34.

¹⁶² Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. V.4. [S. 55].

¹⁶³ Ebd.

¹⁶⁴ Ebd. V.5. [S. 59].

und den Sex¹⁶⁵, so läßt sich die Aufgabe so formulieren: Finde eine Form der Ausübung von Sex, die eine gemäßigte Befriedigung des Geschlechtstriebes gewährt, ohne die Gesellschaft zu destabilisieren. Die Lösung dieses Dilemmas liegt in jedem Falle im Bereich der Sexualität, wohingegen die Destruktionskraft des Sexuellen hinlänglich durch die Offiziere (und den Jäger) demonstriert worden ist. „Die Soldaten“ entstehen in der Zeit der Formierung der bürgerlichen Sexualität, denn „[a]ls *gesellschaftliche Form* und als *Begriff* ist unsere Sexualität um 1789 geboren worden.“¹⁶⁶ Der Begriff und das Verständnis der Sexualität entstanden also „zeitgleich mit dem modernen Verständnis anderer Begriffe aus dem makrosozialen Bereich wie ‚Gesellschaft‘, ‚Staat‘ und ‚Nation‘, zu denen er eine Art Gegenbild darstellt, insofern Sexualität als triebgesteuerte

¹⁶⁵ „Soll der Akzent auf das individuell Triebhafte gelegt werden, dessen Wahrheit in der Unmöglichkeit liegt, es zu definieren, sage ich: *das Sexuelle*. Soll in erster Hinsicht von dem die Rede sein, dessen Unwahrheit in seiner gesellschaftlichen Formierung gründet und das ich deshalb auch Sexualform nenne, sage ich: *die Sexualität*. Soll die Entsubjektivierung und damit die Verstofflichung der Sexualität betont werden, sage ich: *der Sex*.“ Sigusch, Volkmar: Kritik der Sexualität. In: Vom Guten, das noch stets das Böse schafft. Kriminalwissenschaftliche Essays zu Ehren von Herbert Jäger. Hrsg. v. Lorenz Böllinger und Rüdiger Lautmann. Frankfurt am Main 1993. S. 140. Hervorhebungen im Original. Sigusch ist – wie etwa auch Marcuse – Vertreter des Befreiungsdiskurses während und nach der sog. „sexuellen Revolution“. „Der Befreiungsdiskurs wendet sich nun [nach der ersten Phase der sexuellen Revolution – R. R.] vor allem gegen die ‚falsche‘ Freiheit der ‚repressiven Entsublimierung‘ (Marcuse), der die sexual-ontologische ‚Wahrheit des Sexuellen‘ (Sigusch) entgegengesetzt wird. Die ‚Unwahrheit‘ der Sexualität wird nun nicht mehr in ihrer Unterdrückung, sondern in ihrer gesellschaftlichen Formierung gesehen, wodurch die Utopie der Möglichkeit einer unvergesellschafteten und ‚natürlichen‘ Sexualität aufrecht erhalten wird.“ König, Oliver: Sexualität. In: Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Hrsg. v. Bernhard Schäfers und Wolfgang Zapf. Bonn 2001. S. 574. Die Unmöglichkeit einer unvergesellschafteten, „natürlichen“ Sexualität, d. h. des „unüberformten“ Sexuellen behauptete demgegenüber schon Schelsky, denn er sah (im Anschluß an Scheler, Gehlen, Plessner u. a.) „in der Sexualität wie in anderen biologisch bedingten Antrieben des Menschen eher weitgehend unspezialisierte Grundbedürfnisse, die gerade wegen ihrer biologischen Ungesicherheit und Plastizität der Formung und Führung durch soziale Normierung und durch Stabilisierung zu konkreten Dauerinteressen in einem kulturellen Überbau von Institutionen bedürfen“. Schelsky, Helmut: Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft. Hamburg 1957. S. 11. Für ihn ist es damit eben die gesellschaftliche Formierung des Sexuellen, die ein sinnhaftes Sexualleben erst ermöglichen. Und „die kulturelle Überformung der sexuellen Antriebe gehört sicherlich ebenso zu den ursprünglichen Kulturleistungen und Existenzanforderungen des Menschen wie Werkzeug und Sprache, ja, es spricht nichts dagegen, in dieser Regelung der Geschlechts- und Fortpflanzungsbeziehungen des Menschen die primäre Sozialform alles menschlichen Verhaltens zu erblicken“. Ebd. S. 12.

¹⁶⁶ Sigusch, Volkmar: Kritik der Sexualität. In: Vom Guten, das noch stets das Böse schafft. Kriminalwissenschaftliche Essays zu Ehren von Herbert Jäger. Hrsg. v. Lorenz Böllinger und Rüdiger Lautmann. Frankfurt am Main 1993. S. 141. Hervorhebungen im Original. Vgl. auch König, Oliver: Sexualität. In: Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Hrsg. v. Bernhard Schäfers und Wolfgang Zapf. Bonn 2001. S. 573, wo die Entstehung des Begriffs im Übergang vom 18. zum 19. Jh. verortet wird.

Naturerscheinung gedacht wurde, der sich die Kräfte der Kultur gegenüberzustellen hatten, um sie unter Kontrolle zu halten.“¹⁶⁷ Als Naturphänomen gerät die sexuelle Lust aber ebenso in den Fokus der Aufklärung und wird Gegenstand der Naturbeherrschung. Allerdings muß die Naturbeherrschung hier begrenzt werden, um Sex weiterhin zu ermöglichen¹⁶⁸ und das ist es, was gerade den Leidenschaftsdiskurs des Sturm und Drang und die Konzeption seines Wegbereiters Hamann kennzeichnet.¹⁶⁹ Zweierlei Sexualformen, d. h. zweierlei „Sexualitäten“ kommen augenscheinlich in Frage: Konkubinat und Ehe. Dass letztere eine naheliegende Sexualform für die angestrebte Triebbefriedigung wäre, wurde bereits gesagt. Aber wie sähe sie im einzelnen aus?

Der Diskurs der empfindsamen Liebesehe wird im Drama v. a. durch die Gräfin de La Roche sowie deren Sohn und Stolzius vertreten. Die Herkunft dieses Modells wird im Text durch einen intertextuellen Verweis auf Samuel Richardsons „Pamela“ aufgezeigt – ein Verweis, den ich im folgenden zum Ausgangspunkt der Rekonstruktion des Modells Liebesehe nehme, das m. E. als Alternativmodell zum Konkubinat das gesamte Stück durchzieht und schließlich in der Schrift „Über die Soldatenehen“ favorisiert werden wird. Der intertextuelle Verweis auf „Pamela“ ruft nämlich ein Modell auf, dessen Scheitern nicht ihm, sondern der defizitären Realität angelastet wird. Was aber kennzeichnet das Modell „Pamela“, das ihm solche Bedeutung verleiht, dass es trotz seines Scheiterns ideale Geltung beanspruchen kann? Die Figur Pamela entstammt dem England des 18. Jahrhunderts, auf dessen historische Situation es zugeschnitten war, wie die folgende Skizze der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte zeigt.

¹⁶⁷ Ebd. Vgl. auch Luserke, Matthias: Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung. Stuttgart, Weimar 1995.

¹⁶⁸ Vgl. Sigusch, Volkmar: Trieb und Bewußtsein. In: Lust und Liebe. Wandlungen der Sexualität. Hrsg. v. Christoph Wulf. München, Zürich 1985. S. 74 – 90, hier v. a. S. 78 f.

¹⁶⁹ Vgl. Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Stuttgart 1997. S. 91 ff.

Grundlegend für ein Verständnis dieser Geschichte ist die Beobachtung von zwei Haupttendenzen: der zur Säkularisierung und der zur Demokratisierung der Ehe, welche beide in England und Deutschland in unterschiedlichem Grade fortgeschritten waren.¹⁷⁰ Mit dem Marriage Act von 1753 fiel das Eherecht in England ausschließlich in die Zuständigkeit weltlicher Rechtsprechung, womit die seit einem guten Jahrhundert forcierte Säkularisierung faktisch abgeschlossen wurde.¹⁷¹ Parallel zu diesem Prozess ist für das England der Neuzeit auch eine Tendenz zur Demokratisierung, d. h. weiteren und zunehmend ständeübergreifenden Verbreitung, der Ehe zu konstatieren. Nachdem noch im 16. Jh. mehr als 75% der englischen Frauen im heiratsfähigen Alter unverheiratet gewesen waren, sank die Zahl der ledigen alleinstehenden Frauen (Witwen, Verlassene¹⁷² und unverheiratet Gebliebene¹⁷³) auf ca. 66% im 17. und ca. 50% im frühen 18. Jahrhundert. Für das Jahr 1740, dem der englischen Erstveröffentlichung von Samuel Richardsons „Pamela“, ist also insgesamt von einer fortgeschrittenen Säkularisierungs- und Demokratisierungsentwicklung im Bereich der Eheschließungen auszugehen, wobei zu beachten ist, dass deren rechtliche Manifestation erst 1753, im Jahr der Erstveröffentlichung von „Sir Charles Grandison“, in Gestalt des neuen Marriage Acts erfolgte. Bedeutsam für die Situation in Pamelas Geburtsland ist weiterhin die

¹⁷⁰ Für die folgenden Angaben zu England vgl. Laurence, Anne: Women in England. 1500 – 1760. A social history. London 1994. S. 35 ff.

¹⁷¹ Vgl. ebd. S. 43 f.

¹⁷² Als einzige protestantische Kirche hielt die englische trotz Ablehnung des Sakramentscharakters der Ehe an deren Unauflöslichkeit fest. Abgesehen von wenigen Vermögenden (die einen entsprechenden Act des Parlaments initiieren konnten – von 1539 – 1857 317 Personen) war es den Ehepartnern daher nicht möglich, eine Scheidung anzustrengen und so blieb den meisten nur das (illegale) Verlassen des Partners – eine Option, die insbes. in Kriegszeiten wahrgenommen wurde, da hier Einkommensmöglichkeiten und räumlicher Entzug gleichzeitig gegeben waren. Vgl. hierzu ebd. S. 51 – 54.

¹⁷³ Das übliche Heiratsalter waren die Mittzwanziger der Braut – erst in der zweiten Hälfte des 18. Jh. sank es auf den Anfang der dritten Lebensdekade. Die Figur der Pamela repräsentiert einen Großteil dieser unverheirateten jungen Frauen, denn wie sie, so lebte auch „[t]he majority of unmarried women [...] with their parents, and about 30 – 40 per cent were in service“. Ebd. S. 55. Das Leben bei den Eltern wird in „Pamela“ allerdings nur retro- und prospektiv thematisiert – als bessere (da für die Tugend sicherere) Alternative zum Leben im Haus des Arbeitgebers. Vgl. Richardson, Samuel: Pamela or Virtue rewarded. London 2003. S. 92 f.

Besonderheit des englischen Eherechts, das auf der Unauflöslichkeit des Ehebundes beharrte und damit dem fluchtartigen Verlassen des Partners Vorschub leistete – ein Problem, das insbesondere im 18. Jh. virulent wurde.¹⁷⁴ Pamela repräsentiert, so lässt sich zusammenfassen, in sozioökonomischer Hinsicht einen beträchtlichen Anteil lediger Frauen und entspricht zudem der Tendenz zu immer jüngerer Verheiratung und dem der sozialen Öffnung, der sich u. a. in der Wahl auch unstandesgemäßer Ehepartner ausdrückt, wie sie im späteren 18. Jh. vermehrt auftrat. Auch findet die für die Form des Briefromans unentbehrliche Lese- und Schreibfähigkeit Pamelas eine historische wie auch eine semantische Entsprechung.¹⁷⁵ Durch die Repräsentativität von Pamela für größere Teile der englischen Frauen (und ihre Wünsche) einerseits und Pamelas Aufstieg zur anerkannten Gattin eines Adligen andererseits erregten „Pamela“ und das darin transportierte Modell der Liebesehe allgemeines Interesse – das unscheinbare Buch wurde zu einem skandalösen Bestseller, von dem acht Auflagen allein zwischen 1740 und

¹⁷⁴ Die übliche Quote verlassener Frauen lag zu Beginn des 18. Jh. bei 5% der weiblichen Bevölkerung, nahm aber v. a. in Städten größere Ausmaße an (z. B. Colyton ca. 10%, London ca. 15%) und „[t]he numbers of desertions rose in the eighteenth century with the rising population and a lower age of marriage“ und wurden zeitgleich „easier [...] with the reduced likelihood of being presented in the church courts“. Laurence, Anne: *Women in England. 1500 – 1760. A social history.* London 1994. S. 54.

¹⁷⁵ Hierbei besteht eine unmittelbare Verbindung zwischen den Literalisierungsbemühungen und der Entstehung von „Pamela“, die aus einer Sammlung von Musterbriefen für ungeübte Schreiberinnen hervorging: „Then in 1739 Rivington and Osborn, booksellers, asked him [Richardson] to produce a little book of sample letters, the sort of book which provides models of business and personal letters to assist the semi-literate. [...] Richardson became unexpectedly fascinated by his new project, and a small sequence of letters [...] became the germ of *Pamela*.“ Doody, Margaret A.: Introduction. In: Richardson, Samuel: *Pamela or Virtue rewarded.* London 2003. S. 7. Die Form des Briefromans bietet sich für den in „Pamela“ bearbeiteten Stoff zudem durch das psychologisierende Moment und die vom Schreibenden bereits abgeschlossene Reflexion der Geschehnisse an – das erlebte Leben wird also gleichsam auf seine Tauglichkeit als Narration hin selektiert und erst dann zum Diskursgegenstand gemacht, denn „[d]ie Trennung der Körper ist für den Briefroman des 18. Jahrhunderts nicht bloß eine künstlich erzeugte Bedingung, die zur Selbstoffenbarung Anlaß geben soll. Sie ist die Konsequenz eines Begehrens, dem die Schriftlichkeit wesentlich ist, so daß die Personen fast widerwillig die Feder aus der Hand legen, um sich ans Leben zu machen“. Mattenklott, Gerd: *Sexualität und Leidenschaft.* In: *Lust und Liebe. Wandlungen der Sexualität.* Hrsg. v. Christoph Wulf. München, Zürich 1985. S. 216 – 235, hier S. 229. Hierzu auch Luhmann, Niklas: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität.* Frankfurt am Main 1994. S. 158: „Diese im 18. Jh. so beliebte Romanform ist nämlich besonders geeignet, die Kommunikationslage in Interpenetrationsverhältnissen vorzuführen, ohne daß sie ihrerseits ganz (aber doch: fast) Thema der Kommunikation würde.“ Die Bedeutsamkeit des schriftlichen Kontakts ist auch in den „Soldaten“ kaum zu überschätzen. Maries Briefe sind Ausgangspunkt der Annäherungen Desportes' und seine Zeilen markieren schließlich den Durchbruch der Werbung. Maries Unfähigkeit, Stolzius zu schreiben, besiegelt ihn.

1742 erschienen und das zu zahlreichen Persiflagen (etwa Henry Fieldings „Shamela“) Anlass gab.¹⁷⁶

In Deutschland wurde die Ehe zwar schon seit dem 16. Jh. zur vorherrschenden Lebensform,¹⁷⁷ doch waren Demokratisierungs- und Säkularisierungsentwicklungen hier weniger rasch. Folgenreich war vielmehr die bürgerliche Normierung der „rechten Ehe“ im 15. Jh., durch welche v. a. die Zustimmung der Eltern zusätzlich zu der der Brautleute erforderlich war¹⁷⁸ und das Konkubinat in Verruf geriet, was bereits 1577 zu dessen Verbot mittels eines Reichsgesetzes führte.¹⁷⁹ Im Gefolge der protestantischen Neuerungen des 16. Jh., deren wichtigste Grundlagen die Auffassung der Ehe als weltlicher Lebensgemeinschaft (nicht als Sakrament) und gottgefälliger Vereinigung aller (bei Forderung des elterlichen Konsenses) war, stieg die Zahl der Eheschlüsse, die der bestehenden Ehen und die der Ehescheidungen, während außereheliche Aktivitäten stärker als zuvor sanktioniert wurden.¹⁸⁰ Damit war eine der Voraussetzungen für die Trennung von Liebe und Ehe faktisch aufgehoben, denn indem das protestantische Modell die eheliche Sexualität als gottgefällig idealisierte, stellte es zugleich „den Versuch dar, die Geschlechterbeziehungen kontrollierbar zu machen, indem kein anderer legitimer Ort für Sexualität zugelassen wurde.“¹⁸¹ Diese protestantische Fusion von Sexualität und Ehe ist das Fundament, auf dem Lenz' pietistische Ehekonzeption, welche im einzelnen insbesondere auf Salzmann zurückgeführt werden kann, aufbaut.¹⁸² Erst in

¹⁷⁶ Zur englischen Rezeption vgl. Doody, Margaret A.: Introduction. In: Richardson, Samuel: Pamela or Virtue rewarded. London: Penguin 2003. S. 8 f.

¹⁷⁷ Vgl. hierzu und im folgenden Wunder, Heide: „Er ist die Sonn', sie ist der Mond“. Frauen in der Frühen Neuzeit. München 1992. S. 57 – 88, hier S. 59 f.

¹⁷⁸ Auf dem Lande war zudem meist auch der leibherrliche Konsens erforderlich.

¹⁷⁹ Vgl. ebd. S. 60 – 66.

¹⁸⁰ Vgl. ebd. S. 66 ff.

¹⁸¹ Ebd. S. 74.

¹⁸² Zu dieser vgl. im einzelnen auch Martin, Ariane: Ehediskurs im Sturm und Drang. Das Einladungsgedicht *Zur Hochzeit zweier Täußgen* von J. M. R. Lenz. In: Lenz-Jahrbuch. Sturm-und-Drang-Studien. Band 10/11 (2000/2001). Hrsg. v. Matthias Luserke-Jaqui. St. Ingbert 2003. S. 303 – 326.

der so verstandenen Ehe kann der Mensch seine Konkupiszenz ausleben und glücklich – und mittelbar vollkommen – werden, denn „die Konkupiszenz ist dem Menschen zur Glückseligkeit notwendig, eine Gabe Gottes – die herrlichste aller Gaben Gottes“¹⁸³.

An dieser Stelle relevant sind die spezifischen englischen und deutschen historischen Ausgestaltungen der Ehe insofern, als sie auch für die Pamela-Anspielung der „Soldaten“ erhellend sind. Die Unangemessenheit des konkreten Lebensentwurfs von „Pamela“ lässt sich nämlich hinreichend mit den unterschiedlichen historischen Voraussetzungen seiner Anwendung in Deutschland und England begründen¹⁸⁴, impliziert keine Ablehnung der „Pamela“ zugrundeliegenden Idee der empfindsamen Liebe und der Liebesehe. Es mag also mehr als ein historischer Zufall sein, dass „[d]ieser europäische Bestseller [...] auf Deutsch erst 1772 erschienen“¹⁸⁵ ist und zuvor in Frankreich, wo bereits 1741 eine erste Übersetzung vorlag, bereits heftige Kontroversen ausgelöst hatte.

Das Modell konnte sich in Frankreich jedoch nur teilweise gegen das Salonmodell amour/passion durchsetzen. Für die bürgerliche Gesellschaft übernommen wurde das Bild der Hausfrau. So rühmt beispielsweise Rousseau in der der „Abhandlung über die Ungleichheit“ (1755) vorangestellten Widmung an das idealisierte – und Frankreich als Korrektiv gegenübergestellte – Genf die Auswirkungen der sanften Gewalt des Weibes (welche freilich auf den häuslichen Raum eingeschränkt wird).¹⁸⁶ Zugleich lebt bei ihm

¹⁸³ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Supplement zur Abhandlung vom Baum des Erkenntnisses Gutes und Bösen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. 514 – 522, hier S. 515.

¹⁸⁴ So ist insbesondere die Öffnung der Gesellschaft und die mit ihr parallel gehende Ausweitung ständischer Exogamie in Deutschland weniger weit fortgeschritten als in England. Die ohnehin unwahrscheinliche (und eben deshalb gern imaginierte) Heirat nach oben ist hier nahezu unmöglich.

¹⁸⁵ Lützel, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 154.

¹⁸⁶ „Könnte ich wohl jene teure Hälfte der Republik außer acht lassen, die das Glück der anderen Hälfte ausmacht und deren Sanftmut und Weisheit in ihr den Frieden und die guten Sitten aufrechterhalten? Liebenswürdige und tugendhafte Bürgerinnen, das Los Eures Geschlechts wird es immer sein, über das unsere zu herrschen. Wohl uns Glücklichen, solange Eure keusche Gewalt bloß in der ehelichen Verbindung ausgeübt wird und sich somit nur zum Ruhm des Staates und zum öffentlichen Wohl spürbar

aber die amour/passion-Differenz (s. o.) in der Unterscheidung von „geistig-seelischer“ (le moral, zuvor amour) und physischer (le physique, zuvor passion) Liebe fort, woraus die Konkurrenz gesellschaftlich-ehelicher und natürlich-triebhafter Liebe erwächst.¹⁸⁷ Auf völlige Ablehnung stößt das Modell Pamela, wenn, wie bei de Sade, mechanistische Lehren eine natürliche Ungleichheit unter Menschen (und Geschlechtern) nahelegen.¹⁸⁸ Dort wird im Namen der Natur gegen die Verhaltenszumutungen des englischen Modells opponiert.¹⁸⁹ De Sades „Justine oder Die Leiden der Tugend“ (1787, wesentlich erweiterte Auflage 1797) zeigt, wie ernst die politischen und sozialen Implikationen von Richardsons Briefroman genommen wurden, denn „Justine“ weist sich schon durch den Titel als spiegelbildlich entgegengesetzt zu „Pamela or Virtue rewarded“ auf.¹⁹⁰ So reicht das Echo aufs Pamelamodell in Frankreich von Teilübernahme (Rousseau) bis Gegnerschaft (Sade). Diese beiden Pole sind auch hilfreich, um Lenz' Positionierung zum

macht. [...] Bleibt also stets das, was Ihr seid, die keuschen Hüterinnen der Sitten und die sanften Bande des Friedens und fährt fort, bei jeder Gelegenheit die Rechte des Herzens und der Natur zugunsten der Pflicht und der Tugend zur Geltung zu bringen.“ Rousseau, Jean-Jacques: Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen. Stuttgart 1998. S. 18 f.

¹⁸⁷ Vgl. ebd. S. 65 ff.

¹⁸⁸ „Nur ein Misanthrop wie Rousseau konnte behaupten, daß alle Menschen von Geburt aus an Kraft und Rechten gleich seien“, behauptet der an La Mettrie geschulte Sade, Donatien Alphonse François Marquis de: Justine oder Die Leiden der Tugend. Frankfurt am Main, Leipzig 1990. S. 490, vermutlich in Anspielung auf Rousseau, Jean-Jacques: Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts. Stuttgart 1998. S. 6.

¹⁸⁹ Am deutlichsten wohl wiederum bei de Sade: „Ich finde, daß bei allen Völkern, die im Naturzustand leben (den Eskimos), die Männer sich alles erdenkliche Gute antun, während sie die Frauen mit der denkbar größten Härte behandeln. [...] Je näher die Völker der Natur stehen, desto mehr befolgen sie ihre Gesetze. Die Frau kann zu ihrem Gatten keine andere Beziehung haben als die des Sklaven zum Herrn.“ „Und weil ich das Unglück habe, bei einem Volke zu wohnen, das roh genug ist, sich nicht zu diesen großen Grundsätzen aufschwingen zu können, das es nicht wagt, das lächerlichste aller Vorurteile abzuschaffen, soll ich mich der Rechte entschlagen, die mir die Natur über dieses Geschlecht verleiht! Ich soll allen Genüssen, die diesen Rechten entspringen, entsagen! Nein, nein, meine Freunde, das ist nicht gerecht. Ich werde mein Betragen verdecken, da es so sein muß. Doch werde ich mich im stillen für die albernsten Hindernisse der Gesetzgebung entschädigen. Und da werde ich meine Frau behandeln, wie es mir behagt, wozu ich das Recht in den Gesetzen des Weltalls, in meinem Herzen, in der Natur finde.“ Sade, Donatien Alphonse François Marquis de: Justine oder Die Leiden der Tugend. Frankfurt am Main, Leipzig 1990. S. 437 f bzw. S. 440.

¹⁹⁰ Vgl. auch Krauss, Werner: Aufklärung II: Frankreich. Berlin, Weimar 1987. S. 641 ff.

Pamelamodell zu ermitteln, wobei er unschwer in der Nähe Rousseaus zu verorten ist¹⁹¹, während die Position des ehemaligen Kavallerieoffiziers de Sade erstaunlich nahe an derjenigen von Desportes liegt. Wenn die Gräfin das Verhalten Maries auf die Richardson-Lektüre zurückführt – „Ihr einziger Fehler war, daß sie die Welt nicht kannten, daß sie den Unterschied nicht kannten, der unter den verschiedenen Ständen herrscht, daß sie die Pamela gelesen haben, das gefährlichste Buch, das eine Person aus ihrem Stande lesen kann.“¹⁹² – ließe sich das zwar zunächst als die geradezu topische Kritik an den verderblichen Romanen verstehen, doch zwei andere Aspekte der Szene widersprechen dem. Der erste ist die abgeschlossene Überführung von Literatur in Leben, denn Marie beteuert, keineswegs die „Pamela“ gelesen zu haben, woraufhin die Gräfin schließt: „So haben Sie den Reden der jungen Leute zuviel getraut.“¹⁹³ Das literarische Modell ist also bereits (jedenfalls innerhalb einer bestimmten Altersgruppe) zu einem Gemeinplatz der außerliterarischen Wirklichkeit geworden. Der andere bemerkenswerte Aspekt ist die Stellung der Gräfin, welche die „Pamela“ gelesen haben muss, um ihre Kritik vorbringen zu können. Theoretisch wäre zwar auch eine Kritik nach dem Hörensagen denkbar, doch wird dies von Lenz unwahrscheinlich gemacht, indem er die Szene analog zu einer Dialogszene aus „Pamela“ konstruiert. Wie bei ihm die Gräfin Marie bezüglich des richtigen Verhaltens in Liebesangelegenheiten berät und darauf aufmerksam macht, dass „niemand mehr Ursache zu zittern [hat], als ein schön Gesicht“¹⁹⁴, so ist es in „Pamela“ Mrs. Jervis, welche die aufgelöste „Pamela“ berät und zugleich warnt: „I fear more for your prettiness than for any thing else, because the best

¹⁹¹ Zu Lenz Rousseau-Rezeption in Bezug auf Frauenbild und Ehe vgl. Diffey, Norman R.: Jakob Michael Reinhold Lenz and Jean-Jacques Rousseau (= Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, Band 104). Bonn 1981. S. 146 ff.

¹⁹² Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. III.10. [S. 40].

¹⁹³ Ebd.

¹⁹⁴ Ebd. [S. 41].

man in the land might love you“¹⁹⁵. Auch die jeweilige Schlussfolgerung ist identisch: Die beratende Dame lädt das beratene Mädchen ein, in der Abgeschiedenheit eines mannsleeren Landsitzes als Gesellschafterin zu fungieren.¹⁹⁶ Die Parallelen erlauben zumindest drei Schlüsse: (1.) Die Gräfin ist so sehr von dem literarischen Modell „Pamela“ beeinflusst, dass ihr Verhalten mit dem von Mrs Jervis übereinstimmt, wodurch (2.) ihre Ablehnung der „Pamela“ (als Selbstwiderspruch) hinfällig wird, wobei (3.) Lenz annehmen musste, dass der imaginierte Leser „Pamela“ hinreichend kennt, um die in der Figur der Gräfin angelegte Ironie zu bemerken. Nimmt man den „Pamela“-Verweis jedenfalls ernst und liest Lenz' „Soldaten“ vor diesem Hintergrund als Test des Modells Liebesehe und Marie als nicht-idealisierte („empirische“) Pamela, die mit einer Welt schürzenjagender Offiziere konfrontiert wird, so gewinnt der Diskurs der Liebesehe im Stück deutlichere Konturen. Experimentiert wird mit zwei diametral entgegengesetzten Liebessemantiken, der des französischen adeligen Verführers, der den Code der passion nutzt, und der des deutschen bürgerlichen Versprochenen, der der Liebesehe anhängt. Doch nicht nur Desportes, sondern auch Vater Wesener entpuppt sich als Hindernis für die Liebesehe, für welche Marie durchaus prädestiniert wäre, da sie Stolzius (und auch nach der eröffneten Aussicht auf Desportes noch) liebt.¹⁹⁷ Desportes' Unaufrichtigkeit und des Vaters Aufstiegswünsche¹⁹⁸ widerstreben der Idee der Liebesehe gleichermaßen, werden unintendiert zu miteinander wirkenden Kräften. Als Experiment auf das Modell Liebesehe lässt Lenz somit in den „Soldaten“, deren Schauplatz das liebessemantische Niemandsland Flandern ist, das französische Modell mit dem von einem deutschen

¹⁹⁵ Richardson, Samuel: *Pamela or Virtue rewarded*. London 2003. S. 58.

¹⁹⁶ Vgl. ebd. und Lenz, Jakob Michael Reinhold: *Die Soldaten*. Eine Komödie. Stuttgart 1999. III.10. [S. 42].

¹⁹⁷ „Stolzius – ich lieb dich ja noch – aber wenn ich nun mein Glück besser machen kann – und Papa selber mir den Rat gibt“, sinniert Marie. Lenz, Jakob Michael Reinhold: *Die Soldaten*. Eine Komödie. Stuttgart 1999. I.6. [S. 17].

¹⁹⁸ „Kannst noch einmal gnädige Frau werden, närrisches Kind.“ Ebd. I.6. [S. 16].

Protagonisten (Karl Stolzius) vertretenen englischen aufeinanderprallen, um eine praktikable Lösung zu entwickeln. Vor dem Hintergrund der negativen Charakterzeichnung Desportes' erwartet man eine Lösung, die von einer klaren Stellungnahme gegen das amour/passion- und für das „Pamela“-Modell geprägt wäre. Doch Spannheims Lösungsansatz in der Schlusszene, der in diesem Rahmen ganz offensichtlich nicht sinnvoll von Gräfin de la Roche geäußert werden kann, trägt zur Liebesehe nur um den Preis eines Paradoxes bei: Nur durch das Konkubinat für die Soldaten können die Liebesehen der Zivilgesellschaft gesichert und die Forderungen vorehelicher Unberührtheit und ehelicher Treue aufrechterhalten werden. Die Soldatenweiber brechen freilich aus den Konventionen der Weiblichkeit aus, wie die Bezeichnung als „Amazonen“ belegt. Die Ordnung der Zivilgesellschaft wird damit durch die Duldung einer Alternativordnung jenseits ihrer Grenzen erkaufte. Wie im folgenden zu sehen sein wird, ist dieser Lösungsvorschlag jedoch nur eine Etappe des Soldatenprojekts und nicht sein Endpunkt. Statt einer Lösung stellt das Drama vielmehr den Lösungsweg für das Soldatenproblem dar und daher gilt es, die einzelnen Diskurse des Stückes daraufhin zu befragen, inwieweit ihre literarische Entwicklung zur Verfeinerung oder Vertiefung der schließlich von Lenz gewählten Lösung, d. h. des Soldatenehe-Modells beitragen. Bei dieser Analyse wird der systemtheoretische Ansatz für einen Moment zurücktreten, aber als Metatheorie über der Inhaltsanalyse präsent bleiben.

4.4.3. Lösungsansätze innerhalb des Dramas

Die Soldatenehe nach englischem Modell scheint vor dem Hintergrund von Lenz' eigener Ehekonzeption und der im Stück durchgespielten Opposition von Liebessemantiken also mehr als naheliegend für die Lösung des Soldatenproblems zu sein – zumal wenn man der Beurteilung der Gräfin zustimmt, dass das erlebte Drama um Marie Wesener „die Folgen des ehlosen Standes der Herren Soldaten“¹⁹⁹ gezeigt habe. Und doch wird der simple Umkehrschluss in dieser Szene nicht gezogen und der Obrist optiert für das Konkubinat. Dies wäre vollends unverständlich, wenn man Lenz' „Soldaten“ als „Illustration seines Traktats“ zu verstehen sucht.²⁰⁰ Zu Recht weist Lützeler darauf hin, dass zwischen Traktat und Drama jedoch tiefgreifende Unterschiede bestehen, Lenz keineswegs – wie von anderen Interpreten unterstellt – in der letzten Szene des Dramas seine eigenen Reformvorschläge darlegt, denn „[v]ergleicht man Lenzens Reformideen über das Militär mit jenen, die er dem bramarbasierenden Obersten Spannheim am Ende seines Dramas in den Mund legt, ist der qualitative Unterschied nicht zu übersehen. Man hat bisher den Fehler begangen, die Vorstellungen des Grafen für jene von Lenz selbst zu halten. Tatsächlich haben sie nichts miteinander gemein“²⁰¹. Der die Reformvorschläge in der letzten Szene unterbreitende Oberst Spannheim, erinnert Lützeler, „ist eine Dramenfigur“ und „Graf und Gräfin treten nicht aus dem Stück heraus“, sondern agieren und argumentieren innerhalb seiner (und ihrer) Grenzen.²⁰² Vollkommen berechtigt sind seine Warnung vor einem solchen Kurzschluss und die Gegenüberstellung von Drama und Traktat:

¹⁹⁹ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. V.5. [S. 56]

²⁰⁰ Lützeler, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 129 – 159, hier S. 142.

²⁰¹ Ebd. S. 144.

²⁰² Ebd. S. 144 bzw. 145.

Was der Oberst am Schluß als Neuerung ausgibt, ist nicht ‚einsichtig‘, sondern lieblos, absurd und reaktionär, und es steht dem, was Lenz anstrebt, diametral entgegen. Während Lenz durch die Militärreform letztlich eine Staatsreform in Gang setzen will, während er den mündigen Staatsbürger mit den Freiheiten und den Pflichten der Staatsverteidigung ausstatten will, vermag der Oberst über den *status quo* des absolutistischen Staates und seiner Heeresordnung nicht hinauszudenken. Spannheim will das bestehende Übel der Mätressenwirtschaft eigentlich nur rationalisieren, möchte sozusagen ein Zwischending zwischen öffentlichem Hurenhaus und staatlicher Zuchtanstalt für Soldaten und Offiziere einrichten [...]. Lenz will ja gerade keine ‚Frauenzimmer‘, die ‚ewigen Verbindungen entsagen‘, keine ‚Märtyrerinnen für den Staat‘, keine ‚Pflanzschule von Soldatenweibern‘ [...] wie der Oberst, sondern das Gegenteil: die bürgerliche Familie als Kern des Staates, die verheirateten Offiziere und Soldaten als Garanten der Verteidigung des Landes.²⁰³

Allerdings lässt sich dem mit Martin Kagel entgegenhalten, dass die Dinge ganz so eindeutig auch wiederum nicht liegen.²⁰⁴ Der auch von Kagel in diesem Zusammenhang erwähnte Brief an Herder vom 20.11.1775 zeigt eine zumindest teilweise

²⁰³ Ebd. S. 145. Alle zitierten Zitate entstammen Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. S. V.5. [S. 56].

²⁰⁴ „Ganz so einfach, wie Lützelers es hier darstellt, verhält es sich mit der Beziehung von Autor und Figur jedoch nicht, denn Lenz' eigene Überlegungen im Bezug auf die Soldatenehen wurden im wesentlichen Ende des Jahres 1776 konzipiert und niedergeschrieben, zu einem Zeitpunkt also, als er das Stück längst abgeschlossen hatte. Es ist von daher durchaus möglich, daß die am Schluß des Stückes geäußerten Thesen zum damaligen Zeitpunkt mit seinen eigenen Ideen übereinstimmten, und er sie später revidiert hat.“ Kagel, Martin: Strafergericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhard Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 117.

Übereinstimmung der Reformideen Lenz' mit denen Spannheims zur Entstehungszeit nicht nur als möglich, sondern sogar äußerst wahrscheinlich an, wenn es darin heißt:

Ordentliche Soldatenehen wollen mir nicht in den Kopf. Soldaten können und sollen nicht mild sein, dafür sind sie Soldaten. Hector im Homer hat immer Recht gehabt, wären der Griechen Weiber mit ihnen gewesen, sie hätten Troja nimmer erobert. Ich hab einige Jahre mit den Leuten gewirthschaftet in Garnisonen gelegen gelebt handthiert.²⁰⁵

Unübersehbar ist die Übereinstimmung mit dem Gedankengang Spannheims, wenn dieser (in der Druckfassung) auf die o. g. Deutung der vorangegangenen dramatischen Ereignisse um Marie als „Folgen des ehlosen Standes der Herren Soldaten“²⁰⁶ nach einem Achselzucken (!)²⁰⁷ die naheliegendste Lösung des gesellschaftlichen Problems, die Soldatenehe, negiert: „Wie ist dem abzuhelfen? Schon Homer hat, deucht mich, gesagt, ein guter Ehemann sei ein schlechter Soldat. Und die Erfahrung bestätigt's.“²⁰⁸ Unmittelbar folgt dem ein Gedankenstrich, und dann der berüchtigte Lösungsversuch:

Ich habe allezeit eine besondere Idee gehabt, wenn ich die Geschichte der Andromeda gelesen. Ich sehe die Soldaten an wie das Ungeheuer, dem schon von Zeit zu Zeit ein unglückliches Frauenzimmer freiwillig aufgeopfert werden muß, damit die übrigen Gattinnen und Töchter

²⁰⁵ Lenz an Herder. [Straßburg, den 20. November 1775.] In: Briefe von und an J. M. R. Lenz. Gesammelt und hrsg. v. Karl Freye und Wolfgang Stammer (1918). Erster Band. Bern 1969. S. 145 – 147, hier S. 146.

²⁰⁶ S. o., d. i. Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. V.5. [56].

²⁰⁷ Der Obrister „zuckt die Schultern“, wie die Regieanweisung angibt – eine Geste, die über den Grad der Reifung und Abgeschlossenheit des von ihm später vorgestellten Reformvorschlags zuviel sagt, um – wie meines Wissens bisher geschehen – unberücksichtigt übergangen zu werden.

²⁰⁸ Ebd.

verschont bleiben. [...] Wenn der König eine Pflanzschule von Soldatenweibern anlegte; die müßten sich aber freilich denn schon dazu verstehen, den hohen Begriffen, die sich ein junges Frauenzimmer von ewigen Verbindungen macht, zu entsagen.²⁰⁹

Die Gräfin freilich bekundet Zweifel, „daß sich ein Frauenzimmer von Ehre dazu entschließen könnte“, woraufhin der Obrist mit gesteigertem Pathos erklärt: „Amazonen müßten es sein. Eine edle Empfindung, deucht mich, hält hier der andern die Waage. Die Delikatesse der weiblichen Ehre dem Gedanken, eine Märtyrerin für den Staat zu sein.“²¹⁰ Weder die Berufung auf das antike Modell der „Amazonen“, die durch ihr Selbstopfer die Zivilgesellschaft stabilisieren sollen²¹¹, noch die auf den soeben im Entstehen begriffenen Nationalstaat und seine mythische Überhöhung vermögen allerdings die empfindsame Gräfin zu überzeugen, deren grundsätzlichen Einwand („Wie wenig kennt ihr Männer doch das Herz und die Wünsche eines Frauenzimmers.“²¹²) denn auch die im folgenden vom Obristen aufgegebenen Auxiliarmotive fürs freiwillige Märtyrerinnendasein²¹³ nicht zu entkräften vermögen. Sein Wunsch, „daß sich nur einer fände, diesen Gedanken bei Hofe durchzutreiben“ weist – wie viele Interpreten zu Recht

²⁰⁹ Ebd.

²¹⁰ Beide Zitate ebd.

²¹¹ Aus dem Kontext wird hier nicht deutlich, ob es sich bei den „Amazonen“ um Kriegerinnen i. e. S. handelt, oder um solche, die „nur“ mit „den Waffen einer Frau“ kämpfen. Insofern hier der Verlust der Ehre (und nicht der des Lebens) als Opfer in den Mittelpunkt rückt, ist wohl eher letzteres anzunehmen. Als Kriegerin i. e. S. wird die „Amazone“ erst im Zuge der französischen Revolution wieder zum Thema, denn deren Frauen wurden in Deutschland oft als „Amazonen“ rezipiert. Vgl. z. B. den Artikel aus dem Straßburger Kurier Nr. 127 von 1793. In: Kröger, Alfred: *ça ira! Die Französische Revolution in Tatsachenberichten deutscher Zeitungen*. Berlin 1939. S. 272. Üblicherweise geht man davon aus, dass erst durch die frz. Frauenlegionen der Revolutionsarmee dieses Motiv zu neuer Bedeutung als Gegenbild gegen die bürgerliche Imago kam. Vgl. Neissl, Julia: *Frauen, die das Geschick des Staates lenken. Geschlechterpositionen bei ‚Libussa‘ und ‚Penthesilea‘*. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft*. 3. Folge, Band 20 (1997 – 2002): *Mit Franz Grillparzer ins dritte Jahrtausend*. Hrsg. v. Robert Pichl und Hubert Reitterer. Wien 2002. S. 240 – 277, hier 242 ff.

²¹² Lenz, Jakob Michael Reinhold: *Die Soldaten. Eine Komödie*. Stuttgart 1999. V.5. [56].

²¹³ „Freilich müßte der König das Beste tun, diesen Stand glänzend und rühmlich zu machen. Dafür ersparte er die Werbegelder, und die Kinder gehörten ihm.“ Ebd.

festgehalten haben – auf Lenz' Reformschrift voraus²¹⁴, deren Endziel Spannheim teilt.²¹⁵

Der von Spannheim geäußerte Vorschlag aber wird – wie auch immer man seine historische Innovativität und sein Lösungspotenzial einschätzen mag²¹⁶ – vom Text selbst in Frage gestellt, denn die Gräfin, Vertreterin des weiblichen Geschlechts in dieser Szene, stimmt nicht zu. Dass es sich bei der Diskursabstinenz der – im übrigen sonst nicht schweigsamen – Gräfin um eine prägnante Geste handelt, macht insbesondere ein Vergleich mit der handschriftlichen Fassung dieser Szene deutlich, in der der Reformvorschlag noch von Oberst und Gräfin gemeinsam entwickelt worden war und in der die Gräfin schließlich den Wunsch äußerte: „Oh, daß sich einer fände, diese

²¹⁴ Diese schreibt Lenz eigenen Bekundens dann auch „für die Könige“ und zwar „um ihrent- nicht um meinetwillen“. Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 787.

²¹⁵ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. V.5. [S. 56]. Den Idealzustand beschreibt Spannheim in den Worten: „Die Beschützer des Staats würden sodann auch sein Glück sein, die äußere Sicherheit desselben, nicht die innere aufheben, und in der bisher durch uns zerrütteten Gesellschaft Fried` und Wohlfahrt aller und Freude sich untereinander küssen.“ Ebd. S. 57. Bei Umsetzung seiner Reformideen, so Lenz im Traktat, komme es ebenso zur Aufhebung „von dem Haß der itzt unter Bürgern und Soldaten ist und der alsdenn ganz wegfällt, und in die herzlichste wechselseitige Vertraulichkeit, die Mutter aller wahren Vaterlandsiebe ausartet. Welche eine neue unerschöpfliche Quelle von Freuden!“ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 821.

²¹⁶ Einschlägig für eine kritische Bewertung ist Horst Albert Glaser: „An dem Vorschlag, Soldatenbordelle mit Amazonen einzurichten, verblüfft nicht eigentlich sein Amoralisches, sondern die Voraussetzung, unter der er gemacht wird. Der Vorschlag suggeriert nämlich, als habe es im 18. Jahrhundert keine Soldatenbordelle gegeben und müßten erst auf Vorschlag eines Pastorensohnes durch die Regierungen eingerichtet werden. [...] Sozialgeschichtliche Darstellungen bestätigen übrigens ihr [der Prostitution] Vorhandensein auch in den deutschen Territorialstaaten. Neben diesem will es nicht recht einleuchten, wie durch Soldatenbordelle gleich die gesamte durch ‚Unordnungen zerrüttete Gesellschaft‘ geheilt und auf den rechten Weg gebracht werden kann. Wenn Konkubine und Soldat einander umarmen, imaginiert Lenz, daß ‚Fried [sic!] und Wohlfahrt aller und Ruhe und Freude sich untereinander küssen‘. Diese Vorstellung von den wohltätigen Wirkungen der Prostitution mutet wie die Vorstellung eines Mannes an, der die Sachen nicht kennt, von denen er redet.“ Glaser, Horst Albert: Bordell oder Familie? Überlegungen zu Lenzens ‚Soldatenehen‘. In: J. R. M. [sic!] Lenz als Alternative? Positionsanalysen zum 200. Todestag. Hrsg. u. eingel. v. Karin A. Wurst. Köln, Weimar, Wien 1992. S. 112 – 122, hier S. 116. Glaser übergeht großzügig die entscheidende Differenz zwischen der Imagination Spannheims und der Lenz`. Lenz spricht eben nicht nur durch Spannheim, sondern auch durch andere Reflexionsfiguren und somit eben u. a. auch durch die Gräfin de La Roche, durch die er die naheliegenden Einwände bereits antizipiert. Insofern ist Glasers Einwand gekennzeichnet durch eine Regression hinter die Einsicht Lützelers und er verkennt, dass er mit Lenz Spannheim kritisiert, wo er den Autor selbst zu treffen glaubt. Um darauf in dem Ton zu antworten, in dem Glaser Lenz abfertigen zu können glaubt: Glasers Kritik mutet wie die eines Literaturwissenschaftlers an, der sein Handwerk, zu welchem nicht zuletzt die Trennung zwischen dem Autor und seinen Helden gehört, nicht versteht. Die Unhaltbarkeit von Glasers Position hat natürlich nicht verhindert, dass spätere Interpreten sie übernehmen. So etwa Zierath, Christoph: Moral und Sexualität bei Jakob Michael Reinhold Lenz. St. Ingbert 1995. S. 92 f.

Gedanken bei Hofe durchzutreiben!“²¹⁷ Hier werden die „Soldatenweiber“ der Druckfassung auch noch charakterisiert als „keine Weiber, die die Herzen der Soldaten feig machen könnten, es wären Konkubinen, die allenthalben in den Krieg mitzögen und allenfalls wie jene medischen Weiber unter dem Cyrus die Soldaten zur Tapferkeit aufmuntern würden“²¹⁸. Für gewöhnlich begründet die Lenzforschung die Änderung der Szene mit leider nicht erhaltenen, aus Lenzens Briefen jedoch zu rekonstruierenden, Bedenken Herders über ihre ursprüngliche Gestalt. Dies erklärt jedoch nicht die spezifische Form der Änderung, die allzu oft auf die Verschiebung der Redeanteile von der Gräfin zum Oberst beschränkt worden ist. Ein wichtiger Anhaltspunkt für die Richtung der Änderung ist der in der Druckfassung neu eingeführte Begriff der „Pflanzschule von Soldatenweibern“. Es ist Zieraths Verdienst, die Genealogie dieses Begriffes ausfindig gemacht zu haben, der auf den pietistischen Sozialreformer A. W. Hupel zurückgeht, welcher bereits 1771 zu verstehen gab, dass es „rathsam wäre, die Armee zugleich als eine Pflanzschule anzusehen“, „aus welcher nach zwanzig Jahren immer wieder ein neues unter dem Geräusch der Waffen gebornes, abgehärtetes, lauter Sieg versprechendes Kriegsheer vorwüch“²¹⁹. Eine solche „Pflanzschule“ ist nicht mehr identisch mit den frei flottierenden Konkubinen der handschriftlichen Fassung, sondern unterscheidet sich von diesen durch die langfristige Reproduktion des militärischen Humankapitals und die Geschlossenheit nach außen: Man kann systemtheoretisch von

²¹⁷ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. S. 59. „Oh“ und „!“ signalisieren hier zudem eine Emphase, die in der Druckfassung der sonst gleichlautenden Äußerung des Obristen fehlt.

²¹⁸ Ebd.

²¹⁹ Hupel, A. W.: Vom Zweck der Ehen. Ein Versuch, die Heurath der Castraten u. die Trennung unglücklicher Ehen zu vertheidigen. Riga 1771. S. 97 f bzw. 97. Hier zitiert nach Zierath, Christoph: Moral und Sexualität bei Jakob Michael Reinhold Lenz. St. Ingbert 1995. S. 91 bzw. 92.

einem autopoietischen System sprechen.²²⁰ Jedenfalls lassen sich die Änderungen von der handschriftlichen zur gedruckten Fassung der Szene als ein Schritt in diejenige Richtung verstehen, deren Endpunkt die Schrift „Über die Soldatenehen“ markiert, d. i. der Versuch einer Fusion von Soldatendasein und empfindsamer Ehe. Dies gilt um so mehr, wenn man Lenz' Konkretisierung seines Projekts berücksichtigt, wie er sie auf Herders Einwände hin diesem gegenüber vornahm:

Was die letzte Scene betrifft, so viel ich mich auf sie zurückerinnere, deucht mich könnte allen verdrießlichen Folgen durch Weglassung oder Veränderung einiger Ausdrücke des Obristen begegnet werden. Z. E. das mit den Konkubinen, medischen Weibern, könnte ganz wegfallen und der Obriste dafür lieber von Soldatenweibern sprechen, die wie die Landmiliz durchs Looß in den Dörfern gezogen würden und sodann wie die Römischen Weiber die nicht confarreatae waren, auf gewisse Jahre sich verheuratheten. Die Kinder erzöge der König. Sie giengen auch wohl wieder in ihr Dorf zurück und blieben ehrlich, es war sors.²²¹

Die örtlich fixierte und zeitlich begrenzte Ehe, um die es hier geht, ist allerdings ein schlechter Kompromiss, der weder den von Lenz angenommenen Widerspruch zwischen Soldatentum und Ehe, noch die Frage der Motivation löst. Dass der Ansatz jedoch nicht mit demjenigen von Lenz gleichzusetzen ist, betont dieser selbst, denn es soll ja „der Obriste [...] sprechen“. Tatsächlich markiert er auch weniger einen ersten

²²⁰ S. o., d. h. zur Entwicklung des Begriffs der Autopoiesis und seiner Übernahme in die Gesellschaftstheorie vgl. Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1987. S. 60 ff. Zu den Vorteilen dieses Analysebegriffs vgl. ebd. S. 296 ff.

²²¹ Lenz an Herder [Straßburg, 20. November 1775]. In: Briefe von und an J. M. R. Lenz. Gesammelt und hrsg. v. Karl Freye und Wolfgang Stammer (1918). Erster Band. Bern 1969. S. 145 – 147, hier S. 145 f.

Lösungsvorschlag, sondern dessen Vertagung – was auch im nämlichen Brief sich niederschlägt, wenn Lenz schreibt:

Wenn du anstehst, Theurer, so schick mir die letzte Scene abgeschrieben zu, daß ich sie ändere. Doch könntest du so leicht thun, nur in den einen Dialog des Obristen einschieben pp Laß mich die Fürsten erst fragen, ich will Ihnen mein Project schon deutlicher machen.²²²

Es kommt Lenz hier also nicht mehr darauf an, welche Gestalt die Szene letztlich erhält. Das Gespräch mit den Fürsten rückt für Lenz in den Vordergrund, die endgültige Gestalt des Stückes gerät zur Nebensache, kann sogar von anderen besorgt werden. Warum?

Lenz' eigene Dramentheorie liefert, wie bereits angedeutet worden ist, eine mögliche Erklärung, indem sie dem Drama eine Erkenntnisfunktion zuspricht, welche die Gattung zunächst zwar aufwertet, ihr aber zugleich unüberschreitbare Grenzen setzt. Als den neben dem Nachahmungstrieb zweiten Ursprung des Schauspiels bestimmte Lenz ja den Wunsch nach anschauerischer Erkenntnis, verstanden als „das immerwährende Bestreben, all unsere gesammelten Begriffe wieder auseinanderzuwickeln und durchzuschauen, sie anschaulich und gegenwärtig zu machen“, da „unsere Seele von ganzem Herzen wünscht, weder sukzessiv zu erkennen, noch zu wollen“²²³. Lenz' Versuch, „sinnliche Erkenntnis in ihr *eigenes* Recht zu setzen“, wobei „die unvermittelte Erfahrung des aktuell Wahrgenommenen [...] Priorität vor einer wie immer gearteten inhaltlichen Aussage des

²²² Ebd. S. 146.

²²³ Beide Zitate Lenz, Jakob Michael Reinhold: Anmerkungen übers Theater. Shakespeare-Arbeiten und Shakespeare-Übersetzungen. Hrsg. v. Hans-Günther Schwarz. Stuttgart 1983. S. 11.

Stückes“²²⁴ erhält, hat mittelfristig die Veränderung des Reformprojekts zur Folge. Die Konkretisierung der inhaltlichen Aussage des Stückes findet aber jenseits von ihm statt durch die mittels der Anschauung stimulierten Erkenntnisprozesse. Wie jeder Autor ist auch Lenz sein eigener Leser und so keimt auch bei ihm die anschauende Erkenntnis, die einen Lösungsansatz zeitigt, der dann freilich nicht wiederum anschauend, sondern eher diskursiv artikuliert wird – in der Schrift „Über die Soldatenehen“. Das bedeutet für die Interpretation der „Soldaten“, dass das Stück weder als Artikulation, noch als bloße Illustration des Traktats, der zudem vor ihm begonnen und nach ihm abgeschlossen wurde, betrachtet werden kann. Der üblicherweise für den Beleg der Illustrationsthese angeführte Verweis von den „Soldatenehen“ auf das Drama „Die Soldaten“, d. i. „Ich darf hier keinen Pinsel führen, ich darf nur herrechnen. Ich verweise meine Leser auf ein Gemälde, das neulich von einem gewissen Holländer Steenkerk in Leipzig aufgestellt worden“²²⁵, zeigt genau dies, wenn man ihn nur gründlich liest: Das „Gemälde“ entstammt der Lenzschen Dramentheorie: zum einen, insofern Lenz mit „Gemälde“ frz. tableau übersetzt (s. o.), zum anderen, indem das Gemälde – über seine nahezu topische metaphorische Verwendung für Kunstwerke allgemein – exakt den von Lenz anvisierten Wahrnehmungsmodus trifft, die anschauende Erkenntnis. Wenn das Drama also keine unmittelbaren Auswirkungen auf die Umwelt des Kunstsystems hatte, so wirkte es doch als Katalysator des gedanklichen Prozesses, dessen Produkt es ist. In diesem hat es fortan eine neue Funktion, die kognitive Irritation als Wegbereiter der eigentlichen Reform. Dieser veränderten Konstellation von Kunst, Reformprojekt und Militär entsprechen

²²⁴ Kagel, Martin: Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 151, 162. Hervorhebungen im Original.

²²⁵ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 805. Steenkerk war ein zeitweilig von Lenz erwogenes Pseudonym für „Die Soldaten“, da er sich vor Vergeltung fürchtete.

offenbar auch die unveröffentlichten Krakauer Handschriften zum Soldatenprojekt, die David Hill durchgesehen hat, und unter denen er Hinweise auf einen geplanten Briefroman fand, ein „tableau des mariages tant d’officiers que de de Soldats en differentes lettres des femmes Soldats“²²⁶, insofern auch dieser Entwurf den so zentralen Terminus des „tableau“ beinhaltet, des Erkenntnisprozesse stimulierenden sinnlich unmittelbar wirkenden Werks. Auch das Stück „Die Soldaten“, aus dieser Perspektive ein abgeschlossenes Tableau, lässt sich daher nicht lediglich als Illustration begreifen, denn es stellt nicht nur etwas dar, sondern stellt es zur Disposition und verweist damit nicht nur auf ein Konzept, die „gesammelten Begriffe“ zurück, sondern eröffnet die Möglichkeit zu dessen Kritik und seiner Transformation. Eben dies ist auf den verschiedenen Stufen der „Soldaten“ zu beobachten und wäre nicht erklärbar, wenn das Drama lediglich widerspiegelte. Andererseits handelt es sich bei ihm aber auch nicht um die reine Artikulation des Reformentwurfs, sondern lediglich um die Offenlegung derjenigen Missstände, die ihn motivieren und derjenigen Perspektiven, aus denen diese kritisiert werden können. Dabei werden zwar die Komponenten einer möglichen Lösung deutlich – der Trieb als das in die richtigen Bahnen zu lenkende, die Glückseligkeit als das zu erreichende (eigentlich nur Zwischen-)Ziel, sowie die verschiedenen o. g. Diskurse als Ideenspender, doch die Überführung zu einem eigenen Reformprojekt bleibt bei Lenz dem diskursiven Denken vorbehalten. Welche Rolle spielen die in den „Soldaten“ vorgestellten Lösungsansätze nun aber für dieses Projekt? Zunächst ist da das Lösungsmodell Stolzius, des verzweifelten Selbsthelfers, das zwar zu seinem eigenen Recht kommt, aber keine Basis für eine Sozialreform abgibt. Jedoch ist es m. E.

²²⁶ Zitiert nach Hill, David: Die Arbeiten von Lenz zu den Soldatenehen. Ein Bericht über die Krakauer Handschriften. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar 1994. S. 118 – 131, hier S. 123.

zumindest gewagt, ihm „Ziele, die über einen privaten Racheakt hinausgehen“²²⁷,
durchweg abzustreiten, insofern Stolzius selbst seinen Racheakt keineswegs nur als
Privatangelegenheit betrachtet, wie seine letzten Worte an den sterbenden Desportes
verdeutlichen:

Ja, Verräter, das [hier auch: vergiftet] bist du – und ich bin Stolzius, dessen
Braut du zur Hure machtest. Sie war meine Braut. Wenn ihr nicht leben
könnt, ohne Frauenzimmer unglücklich zu machen, warum wendet ihr
euch an die, die euch nicht widerstehen können, die euch aufs erst Wort
glauben. – Du bist gerochen, meine Marie! Gott kann mich nicht
verdammten.²²⁸

Die Selbstbehauptung des Bürgers aus privaten Motiven bildet hier zwar den Anfang
seiner Selbstdeutung der Tat, doch schon ab dem dritten Satz generalisiert Stolzius das
erlebte Geschehen („ihr“, nicht du; „Frauenzimmer“ im allgemeinen).²²⁹ Während Maries
Weg zur „Hure“ also den konkreten Anlass zum Rachemord und Desportes deren
konkretes Opfer darstellt, steht dieses Besondere doch für ein Allgemeines, ist also

²²⁷ Lützel, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen.
Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 136.

²²⁸ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. V.3. [S. 54].

²²⁹ In Stolzius begegnet also dieselbe Konzeption des Stolzes wieder, die Kagel an Lenz' „Verwundetem
Bräutigam“ beobachtet hat, denn wie bei Tigras, kehrt auch bei Stolzius „jene für Lenz typische
Konstellation wieder, nach der der Stolz virtuell sowohl Triebkraft menschlichen Glücksverlangens ist als
auch die Möglichkeit des Untergangs enthält“. Kagel, Martin: Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur
Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56.
Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 71. Dass
Lützel diese ambivalente Funktion des Stolzes übersieht, ist umso erstaunlicher, als er dessen Namen
zutreffend als sprechend, frei (Karl) und Stolz (Stolzius) bezeichnend, dechiffriert. Vgl. Lützel, Paul
Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und
Drang. Stuttgart 1987. S. 150. Die vorliegende Namenskombination lässt den verkörperten Stolz eher als
Handlungsmotiv, denn als Superbia erscheinen, wenn auch die Ambivalenz im Stück nicht gänzlich
aufgehoben wird. Hierfür spricht auch die Verbindung von Stolz und Märtyrium (s. u.).

exemplarischen oder – besser – symbolischen Charakters. Nur dadurch lässt sich Stolzius' sichere Erwartung der Vergebung Gottes verstehen: Er stirbt eigenen Bekundens nicht als Rächer in eigener Sache, sondern als Märtyrer.²³⁰ Jedoch kann auch das Opferprinzip nicht zum allgemeinen Gesetz werden, ist eine Sozialreform auf dieser Basis nicht zu bewerkstelligen (eher schon eine Revolution).

Etwas komplexer liegt die Sache beim Lösungsversuch der Gräfin de la Roche. Ihrer Deutung von Maries weiblichem Herz, in welchem Adelsbewunderung und Libido korrelierten, zufolge war es letztlich v. a. die Lockung der Standeserhöhung, die Maries Abwege auslöste. Diese Lockung nahm sie – wie gesehen – als literarisch erzeugt an, indem sie sie auf die Lektüre von Richardsons „Pamela“ zurückführte. In der Folge macht sie Marie zum Objekt eines „exemplarischen Disziplinierungsversuch[s]“²³¹, indem sie sie in ihr Haus, für Marie ein „Nobel-Gefängnis“²³², wie Lützeler pointiert bemerkt, einlädt. Dort soll Marie „zum Verzicht auf ihre Träume erzogen werden, soll lernen, die bestehenden Standesschranken zu akzeptieren“²³³. Doch der Versuch scheitert aus noch zu präzisierenden Gründen und am Ende dieses Scheiterns sehen wir die Gräfin „*allein*“ und zweifelnd, ob sie „dem Mädchen ihren Roman fast mit gutem Gewissen nehmen darf“²³⁴. Wie am Anfang, so auch am Ende dieses Lösungsansatzes Literatur. Die Anwendung des Modells scheitert im konkreten Fall, doch wird es keineswegs als allgemein hinfällig entlarvt. Eine dem „Roman“ angemessene Welt wird erwünscht.

²³⁰ In Lenz theoretischen Schriften erscheint Stolz als „gütige Gabe des Himmels“ (Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Natur unseres Geistes. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 619 – 624, hier S. 620). Die Verbindung von Stolz und Märtyrertum findet sich auch in „Catharina von Siena“, denn diese will eigenen Bekundens „ein Märt'rer meines Stolzes werden“ (Lenz, Jakob Michael Reinhold: Catharina von Siena. Ein Künstlerschauspiel. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 1. München, Wien 1987. S. 421 – 472, hier S. 434 f).

²³¹ Lützeler, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 139.

²³² Ebd. S. 136.

²³³ Ebd.

²³⁴ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. IV.4. [S. 46].

Einen Hinweis drauf, wie diese auszusehen hätte, gibt die Geschichte des Fehlschlags des klosterähnlichen Weltentzugs Maries. Festzuhalten ist nämlich, dass es keineswegs Marie ist, die – wie etwa Lützeler behauptet – dem „Nobel-Gefängnis *entflieht*, um sich auf die Suche nach ihrem Geliebten Desportes zu machen“²³⁵, denn der Weggang ist keineswegs ihr Wille; vielmehr bittet Marie „*halb auf den Knien*“ um Verbleib in ihm und geht schließlich, nachdem alles Flehen vergebens war, „*ganz verzweiflungsvoll ab*“, wie die Regieanweisungen darlegen.²³⁶ Es ist die Gräfin de La Roche, die den Weggang Maries durch ihre Härte verursacht. Zu spät kommt ihr die Einsicht in das eigene Recht der Wünsche Maries. Und der Realität eines diese Wünsche für Verführungsabsichten ausnutzenden Offizierskorps ist sie nicht gewachsen. In einem Brief an die Gräfin de La Roche vom Juli 1775 empfiehlt Lenz sein Stück: „Sie sollen einmal ein Stück von mir lesen: die Soldaten. Überhaupt wird meine Bemühung dahin gehen, die Stände darzustellen, wie sie sind; nicht wie sie Personen aus einer höheren Sphäre sich vorstellen [...]“²³⁷ Im Zusammenhang mit ihrer Erzählung „Die Gouvernante“ markiert er den Unterschied zwischen ihrer idealistischen und seiner realistischen Weltauffassung:

Wie wär’s, wenn Sie einmal ein Exempel von der Gegengattung dichteten, liebenswürdige Schwärmerin! (O Gott! ich kenne keine höhere Klasse erschaffener Wesen!) auf allen Fall auch zu warnen, wenigstens vorsichtig zu machen. Denken Sie, wenn ein Geschöpf wie Ihre Gouvernante, in die Klauen eines gewöhnlichen Offiziers gefallen wäre – doch weg mit diesen Gedanken!²³⁸

²³⁵ Lützeler, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 136. Hervorhebungen R. R..

²³⁶ Beide Zitate Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999. IV.3. [S. 46].

²³⁷ Lenz an S. von La Roche [Straßburg, Juli 1775]. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 3. München, Wien 1987. S. 325 – 328, hier S. 325 f.

²³⁸ Ebd. S. 328.

Und doch verwirft Lenz das von La Roche im Anschluss an Richardson vertretene Modell der empfindsamen Liebesehe nicht, will es vielmehr auf andere Weise als seine fiktionale Gräfin de La Roche in die außerliterarische Wirklichkeit überführen, denn grundsätzlich ist er von der Berechtigung dieses Konzepts überzeugt. So schrieb er ihr am ersten Mai:

Gnädige Frau nennen Sie Ihr Märgen [Sternheim] nicht phantastisch, ich hoffe es werden Zeiten erwachen, die jetzt unter dem Obdach göttlicher Vorsehung schlummern, in denen Leserinnen von Ihnen Ihr Buch das sie jetzt noch als Ideal ansehen, zur getreuen Copei machen werden.²³⁹

Aus dieser Zielstellung, die Welt der Semantik und nicht die Semantik der Welt anbequemen zu wollen, resultiert die Ausweitung der Lösung des Soldatenproblems zu einer umfassenden Sozialreform, wie sie im Traktat vorgefunden werden kann. Die verlorene (eheliche) Glückseligkeit der Marie Wesener wird so zum Ausgangspunkt der Utopie einer glückseligen Gesellschaft.²⁴⁰

In seinem Drama verbindet Lenz Standes-, Moral- und Militärkritik, die bereits einige Jahrzehnte vor Lenz v. a. in Frankreich und hier insbesondere von Montesquieu und Diderot systematisch verknüpft worden waren. „Der amerikanische Freiheitskampf seit

²³⁹ Lenz an Sophie von La Roche d. 1sten Mai 1775. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 3. München, Wien 1987. S. 313 – 315, hier S. 314.

²⁴⁰ Das Glück bzw. das Streben danach spielt auch für Lützelers eine zentrale Rolle im Drama. Vgl. Lützeler, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 130 ff. Dass es sich hierbei um die Glückseligkeit der Lenzschen Moralphilosophie handelt, weist Lehmann, Johannes F.: Glückseligkeit. Energie und Literatur bei J. M. R. Lenz. In: Die Wunde Lenz. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Redigiert v. Horst Wenzel. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2003. S. 285 – 305, hier v. a. S. 292 ff überzeugend nach.

1773 lieferte der Kritik neuen Zündstoff²⁴¹ und beförderte die Idee eines Bürgerheeres, die in Deutschland v. a. von Abbt vertreten wurde. An diesen Diskurs schließt Lenz an, doch bemüht er sich dabei, ihm eine konstruktive Wendung zu geben, die nicht auf die Abschaffung des adeligen Offizierskorps hinausläuft (obwohl mit Stolzius' „Lösung“ auch diese Möglichkeit kurz antizipiert, aber nicht weiter verfolgt wird), sondern auf die Abschaffung der durch ihn (und die ihn imitierenden Mannschaftsdienstgrade) hervorgerufenen Missstände. Dass diese Suche nach Strukturreformen zwischenzeitig auch solche Lösungsansätze wie den des Obristen Spannheim, in welchem die Missstände lediglich institutionalisiert und damit perpetuiert werden, als Etappen des Denkprozesses beinhaltet, ist freilich die Ironie dieser Geschichte. Insofern trifft der Satz Goyas, mit dem Wilson seine Interpretation beendet: „Der Traum der Vernunft gebiert Ungeheuer.“²⁴² Die Ungeheuerlichkeit der Welt schlägt sich auch in Kunst und Reform, die mit ihr brechen wollen, nieder. Da dem Drama aber nicht nur eine Darstellungs-, sondern auch eine Erkenntnisfunktion zukommt, ist Spannheims Konkubinen-Modell durchaus nicht das letzte Wort in dieser Sache. In deren nächster Behandlung, dem Traktat „Über die Soldatenehen“, hat der mit dem Drama vorangetriebene und bereits auf verschiedenen Textstufen nachvollziehbare Erkenntnisprozess Früchte getragen. Hier wird nicht mehr der reaktionäre Lösungsansatz Spannheims, sondern die Fusion von Liebeshe und Soldatentum propagiert. Ehe als Spender der Glückseligkeit.

²⁴¹ Lützeler, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 141.

²⁴² Wilson, Daniel W.: Zwischen Kritik und Affirmation. Militärphantasien und Geschlechterdisziplinierung bei J. M. R. Lenz. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar 1994. S. 52 – 85, hier S. 75.

4.5. Indirekte Irritation des Militärs durch die Kunst: Das Traktat als Lösung

Die vom Stück nahegelegte Lösung des Soldatenproblems, die „Kasernierung der Liebe in der Ehe“ (Luhmann), wie sie etwa zwischen Stolzius und Marie hätte zustande kommen und die dramatischen Geschehnisse verhindern können, wird im Traktat „Über die Soldatenehen“ zum Grundprinzip. Statt der strikten Trennung von Soldaten und Zivilgesellschaft geht es nun um die Eingliederung der erstgenannten in letztere vermittels der Soldatenehe. Die Vordringlichkeit dieses Problems scheint ihm gerade jetzt gegeben zu sein, da es sich bei dem Soldatenproblem nicht nur um das der Zivilgesellschaft, sondern auch das gerade vorrangige des Militärs handelte. Dass auch das Militär es weniger mit Gegnern, als vielmehr mit sich selbst zu tun hat, folgt für Lenz aus dem „Frieden durch Abschreckung“, der in Europa herrscht, denn

ein allgemeines Gleichgewicht läßt die Fürsten ruhig auf ihrer Nachbarn und auf ihre eigenen Vorzüge herabsehen, [...] diesen Augenblick müssen wir brauchen oder wir verdienen nie seinen wohltätigen Einfluß zu empfinden, jetzt ist es Zeit den Fürsten, die auch Menschen wie wir sind, zu sagen, was sie zu sehen versäumt und was wir gefühlt haben²⁴³.

Der günstige Augenblick, den Lenz zu nutzen sucht, ist die Spielpause auf dem Kriegstheater in Westeuropa, wo in den drei Dekaden zwischen dem Ende des

²⁴³ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 789.

Siebenjährigen und dem Beginn des ersten Koalitionskrieges höchstens geprobt wurde.²⁴⁴ So war aus der Armee in Aktion eine Armee in der Garnison geworden. In diese Lücke will Lenz stoßen, um sein Programm anzubringen, denn „nur die Klugheit und das ruhige Nachdenken entdeckt die Mittel Unmöglichkeiten möglich zu machen“²⁴⁵. Die Reaktivierung ausgeschalteter Possibilitäten, um die es hier geht, verbindet die ursprüngliche Zielsetzung des Dramas mit der des Traktats. Nach dem fehlgeschlagenen Versuch direkter Irritation des Militärs durch das Drama ist Lenz jedoch vorgewarnt.²⁴⁶ Er versucht daher alles, um die Annahmewahrscheinlichkeit seines Reformprojekts zu erhöhen. Zu diesem Zwecke bemüht er gleich zwei bedeutsame symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien: Geld und Macht. Immer wieder reflektiert er die Schwierigkeit, sich Gehör zu verschaffen: „Ach daß ich diese Vorstellungen mit einem Gewicht in die Herzen der Fürsten hinabschicken könnte“²⁴⁷, stöhnt er und wiederholt „ach könnte ich nur das Ohr der Fürsten finden, zu ihrem Herzen sollte mir der Weg nicht schwer sein“²⁴⁸. Die vermeintliche Erreichbarkeit der herrschaftlichen Herzen im zweiten Beleg erklärt sich kurz darauf – es geht um Geld: „Ich will Ihnen also beweisen, meine Fürsten, daß – durch meinen Vorschlag Ihre Kasse und die Kasse Ihrer Untertanen gewinnt, daß Ihrer Ausgaben weniger, Ihrer Einkünfte mehr werden [...]“²⁴⁹ Wenig später eröffnet Lenz dann eine umfangreiche Rechnung, um dies nachzuweisen.²⁵⁰ Neben der Aussicht

²⁴⁴ Der einzige größere Konflikt in dieser Zeit war der Bayerische Kartoffelkrieg. Vgl. Rapke, Gerhard: Von der Miliz zum Stehenden Heer. Wehrwesen im Absolutismus. 1648 – 1789 (= Handbuch zur deutschen Militärgeschichte. 1648 – 1939. Hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt d. Othmar Hackl und Manfred Messerschmidt, Gesamtedaktion d. Gerhard Rapke und Wolfgang Petter. Band 1). München 1975. S. 205.

²⁴⁵ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 790.

²⁴⁶ „Ich schreibe dieses für die Könige, ohne zu wissen ob jemals einer von ihnen mich lesen wird.“ Ebd. S. 787.

²⁴⁷ Ebd. S. 802.

²⁴⁸ Ebd. S. 806.

²⁴⁹ Ebd.

²⁵⁰ Vgl. ebd. S. 811 ff. Vgl. auch S. 821 und 827.

auf Geld soll die auf Macht, das andere hier bedeutsame symbolisch generalisierte Kommunikationsmedium, die Herzen der Fürsten öffnen. Diese Macht würde aus der durch neuen Mut schlagkräftigeren Armee erwachsen²⁵¹, welcher seinerseits aus dem Glück der Soldaten entspringt. Das Glück der Soldaten ist aus dieser Perspektive Mittel zum Zweck, nicht dieser selbst, und doch soll er für den Herrscher über dem finanziellen Gewinn stehen: „Nun haben wir aber vorhin schon 18 Millionen gerechnet, die er [der König] auf der andern Seite gewinnt – und er gewinnt – mehr als alles – glücklichere, brävere und zuverlässigere Soldaten und glückliche, bis über alle ihre Wünsche heraus glückliche Untertanen.“²⁵² Die Umwandlung von Glück in Mut vollzieht sich durch einen ästhetischen Prozess, denn die „Präsenz des sinnlichen Eindrucks, die das Kampfverhalten der Soldaten bestimmen soll“, lässt sich als Reflex „eine[r] Ästhetik, der es vor allem um die sinnliche Intensität der Erfahrung geht“ begreifen.²⁵³ Vor dem Hintergrund einer erwarteten Zeit der Verteidigungskriege²⁵⁴ geht es Lenz darum, „im Augenblicke der Gefahr die Standhaftigkeit, die Seele der Taktik“²⁵⁵ zu erzeugen. Diese setze eine Begeisterung voraus, die nur durch eine Idee hergestellt werden könne. Lenz formuliert diese Bedingung zweimal, wobei die beiden Ausdrücke für ihn offensichtlich synonym sind: „[u]m sich aber zu verteidigen muß der Soldat begeistert sein, vergessen daß er gemietet ist“²⁵⁶ und „[u]m sich aber verteidigen zu können, muß der Soldat

²⁵¹ Vgl. ebd. S. 791.

²⁵² Ebd. S. 827.

²⁵³ Beide Zitate Kagel, Martin: Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997. S. 134.

²⁵⁴ Vgl. Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 792 und 794.

Allerdings zählt Lenz auch Friedrich des Großen „Präventivschläge“ zu Verteidigungsoperationen.

²⁵⁵ Ebd. S. 792 f.

²⁵⁶ Ebd. S. 792.

wissen, was er verteidigt, es sinnlich lebhaft fühlen um sich davon begeistern zu können²⁵⁷.

Das Bewusstsein des Soldaten wird als ein endlicher Raum vorgestellt, in dem es das Wissen um die eigene Position als Werkzeug des Staates durch ein bewegendes Symbol zu verdrängen gilt. „Es muß eine Idee da sein die den Soldaten begeistern kann, zu stehen. Da in unsern kalten nervenlosen Zeiten eine solche Idee fast ein Unding ist, so muß der Philosoph auf ein Mittel denken, alle diese flüchtigen Leute an einem Bande festzuhalten.“²⁵⁸ Als ein solcher Philosoph positioniert sich Lenz mit seiner Lösung. Das gesuchte Band soll der Eigennutz sein, durch den die Soldaten mit ihren Familien verbunden sind, welche ihrerseits als Bestandteile mit dem Staat verbunden sind, den sie symbolisch vertreten können.²⁵⁹ Erinnerungsbilder an Weib und Kind machen das Familienidyll auf dem Schlachtfeld gegenwärtig:

Dergleichen Eindrücke verlöschen sich nie, sie erwachen im Schlachtfelde, im Augenblick der Gefahr [...]. [E]r sieht und fühlt das alles gegenwärtig im Augenblick der Schlacht – und nun sollte er nicht wie ein Löwe fechten? nun sollte er den Fuß zurücksetzen und dem blutdürstigen Feinde, der vor ihm steht sein Weib, seine Kinder preisgeben?²⁶⁰

Die Soldatenehen werden den Fürsten nun also als günstiges Mittel für schlagkräftige Heere vorstellig gemacht. Die Ehen selbst sind als empfindsame konzipiert, durch Wechselseitigkeit und Komplementarität gekennzeichnet und führen zur Glückseligkeit:

²⁵⁷ Ebd. S. 794.

²⁵⁸ Ebd. S. 798.

²⁵⁹ Vgl. ebd.

²⁶⁰ Ebd. S. 799. Mit dem Standhalten im Augenblick des feindlichen Ansturms wäre der Sieg verbunden, wie das von Guibert entliehene Motto, „l’opinion du moment fait tout a la guerre“ (ebd. S. 787) zeigt.

„[I]ch sah ihn [den Offizier] in den Armen der reizendsten Gemahlin, die nur für ihn so sorgfältig erzogen worden, des höchsten Glücks edler Gemüter genießen, des Glücks, nach Würden angebetet zu werden von dem, was man anbetet.“²⁶¹ In Avantpropos wird dieser Aspekt der ehelichen Glückseligkeit von Lenz noch deutlicher in den Mittelpunkt gerückt. Es geht ihm dieser Einleitung zufolge darum, die Religion,

durch etwas zu ersetzen, das ebenso wirksam wäre wie die Religion, und ich kenne nichts Vergleichbares als die Glückseligkeit, wie sie den Leuten ohne Manieren und Kenntnisse am sinnlichsten und verständlichsten dargestellt werden kann. [...] Ein glücklicher Soldat wird nie besiegt, vorausgesetzt diese Glückseligkeit sei von einer Art, die ihn nicht schwächt.²⁶²

Lenz antizipiert in den „Soldatenehen“ genau den Einwand, den auch Spannheim in den „Soldaten“ schon äußerte: „Jugendliche poetische Grillen! sagen sie, Erfahrungen bestätigen es, daß die verheirateten Soldaten gemeinhin im Dienst die schlechtesten waren.“²⁶³ Er entgegnet diesem Einwand nun aber mit einer sittlichen Reglementierung der Soldatenehen, durch welche insbesondere den Frauen, welche „durch die Sitten unserer Zeit zu einer unbändigen Geilheit erhitzt“²⁶⁴ seien, jede Möglichkeit der Erzeugung oder Stillung unmäßigen Verlangens genommen werden soll. Ausformuliert wurde dieser Gedanke von Lenz vor allem in den Soldatenweibergesetzen, in denen sich am deutlichsten zeigt, „[w]ie unverblümt zweckmäßig das *Soldatenehen*-Projekt darauf

²⁶¹ Ebd. S. 800, zur Komplementarität der Rollen (wobei die Frau als Hausfrau auftritt) vgl. ebd. S. 801.

²⁶² Zitiert nach Hills Übersetzung in Hill, David: J. M. R. Lenz' ‚Avantpropos‘ zu den ‚Soldatenehen‘. In: Lenz-Jahrbuch. Sturm-und-Drang-Studien. Band 5 (1995). Hrsg. v. Christoph Weiß. St. Ingbert 1995. S. 7 – 21, hier S. 17.

²⁶³ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 801.

²⁶⁴ Ebd.

abzielt, die Weichen so zu stellen, daß sexuelle Entgleisungen unterbleiben müssen“²⁶⁵. Verboten werden den Frauen hier etwa irritierende Gefühlsäußerungen, Anlässe zur Eifersucht, direkter Briefverkehr mit Fremden und unbeaufsichtigtes Ausgehen oder Tanzen. Andererseits haben die Frauen bei grundloser Eifersucht ein Recht auf Scheidung.²⁶⁶ Die sittliche Reglementierung der Frauen ist nicht Selbstzweck, sondern auf die Entlastung der Soldaten ausgerichtet, um deren Kampffähigkeit nicht zu beeinträchtigen. Die Soldatenehe ist nach dem aus England eingeführten Komplementaritätsmodell auf den Mann, nicht auf die Gattin hin konzipiert. „Lenz strebt in diesem Punkt keine Emanzipation von tradierten Normen an, sondern propagiert im Gegenteil die empfindsame Familiengemeinschaft, deren Kern das liebende Ehepaar bildet, als Zielvorstellung mit utopischen Zügen.“²⁶⁷ Doch wird den Frauen keine freie Gattenwahl zugestanden, sondern sie werden von ihren (durch eine Steuerbefreiung entschädigten) Vätern an die Soldaten verheiratet²⁶⁸, was Liebe als Motiv der Ehe aushebelt. Doch ohnehin scheint Lenz die Kausalrelation zwischen Liebe und Ehe eher von letzterer als Ausgangspunkt zu bestimmen.²⁶⁹ Statt einer verdeckten Prostitution²⁷⁰ handelt es sich dabei aber m. E. lediglich um ein Zugeständnis an die historischen Voraussetzungen einer Ehe in Deutschland, die (wie angesprochen) zu dieser Zeit noch

²⁶⁵ Hempel, Britta: Lenz‘ ‚Loix des femmes Soldats‘. Erzwungene Sittlichkeit in einer ‚schraubenförmigen Welt‘. In: Die Wunde Lenz. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Redigiert v. Horst Wenzel. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2003. S. 373 – 387, hier S. 381. Hervorhebungen im Original.

²⁶⁶ Zu den einzelnen Gesetzen vgl. Hempel, Britta: Lenz‘ ‚Loix des femmes Soldats‘. Erzwungene Sittlichkeit in einer ‚schraubenförmigen Welt‘. In: Die Wunde Lenz. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Redigiert v. Horst Wenzel. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2003. S. 383 f.

²⁶⁷ Ebd. S. 377.

²⁶⁸ Vgl. ebd. S. 376.

²⁶⁹ „Lenz unterstreicht die in den *Lebensregeln* mehrfach geäußerte große Bedeutung der Institution Ehe, indem er sie als den Ort bezeichnet, wo ‚empfindsame Liebe‘ erst entstehen kann.“ Zierath, Christoph: Moral und Sexualität bei Jakob Michael Reinhold Lenz. St. Ingbert 1995. S. 40.

²⁷⁰ So deutet es z. B. Glaser, Horst Albert: Bordell oder Familie? Überlegungen zu Lenzens ‚Soldatenehen‘. In: J. R. M. [sic!] Lenz als Alternative? Positionsanalysen zum 200. Todestag. Hrsg. u. eingel. v. Karin A. Wurst. Köln, Weimar, Wien 1992. S. 112 – 122.

an den elterlichen Konsens gebunden war. Die Soldatenweiber sind in keine „Amazonen“ mehr, sondern Hausfrauen, die die Soldaten in den Ruhepausen erquicken, statt mit ihnen zu kämpfen. Funktionalisiert werden sie aber in jedem Falle.

Die Soldatenfamilien fungieren gleichzeitig als „Pflanzschulen“ für künftige Soldatengenerationen, indem die Kinder „wie von einer emporgeschossenen Baumschule“²⁷¹ in die Heere drängen. Deren militärische Erziehung, die Lenz sogar einmal als „Hauptsache meines Planes“²⁷² bezeichnet, wird mit Emphase in den prächtigsten Farben ausgemalt:

Meine Soldatenkinder müßten also am Sonntage einige Lektionen nehmen, die Waffen zu führen, die sie am Werktag an den Feierabenden mit ihrem Geist durcharbeiten und in Geschicklichkeit und Routine verwandeln würden. Welch eine lustige, lachende militärische Erziehung, und wie wenig würden hernach die Feldwebel und Offiziere bei den Regimentern hinzuzutun haben!²⁷³

Im Erziehungsprogramm drückt sich am deutlichsten der Paradigmenwechsel aus, auf dem Lenz' Reformprojekt beruht, die Wende von einer Anthropologie, die den Menschen als Trivialmaschine auffasst, zu einer, die ihn als Bewusstseinssystem begreift, denn „man muß in der Taktik den Menschen nicht als Maschine berechnen“²⁷⁴, sondern die „Idee in den Gemütern aller Kriegersleute“²⁷⁵ einkalkulieren. Die bisherige militärische Bestrafungspraxis entspricht der erstgenannten Auffassung²⁷⁶, Lenz' Begeisterungs- und Erziehungsmodell letzterer. Das Lenzsche Modell der Einflussnahme auf die Soldaten ist

²⁷¹ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S.815.

²⁷² Vgl. ebd. S. 817.

²⁷³ Ebd.

²⁷⁴ Ebd. S. 793.

²⁷⁵ Ebd. S. 790.

²⁷⁶ Vgl. ebd. S. 811.

daher ungleich subtiler: „Der Mensch ist keine Maschine, die sich nach den Ideen eines einzigen [sic!] Kopfs zusammen setzen läßt, er muß aufs höchste in einen willkürlichen Tanz komponiert werden, wenn man was zu seinem Besten bewürken will.“²⁷⁷ In diesem Satz kommen Kontrollabsicht und Einsicht in die Nichttrivialität menschlichen Bewusstseins zusammen. Bei den menschlichen Handlungen handelt es sich um einen „willkürlichen Tanz“ (s. o.), der komponiert werden kann und soll. Der freie Wille, der sich in dieser Willkür ausdrückt, kann nicht operativ determiniert, aber dennoch in eine Richtung gelenkt werden, indem der Komponist den „Standpunkt“ des Soldaten einnimmt und erkennt, dass Selbst- und Familienliebe, welche beide im durch die Ehe realisierten Streben nach Glückseligkeit zusammenkommen, tragfähige Motive für die Gefährdung des Lebens darstellen. So konvergieren ästhetischer, sexualmoralischer und liebessemantischer Diskurs und produzieren den standhaften Familienvater der Schlacht. Lenz' Reformprojekt auf die Erzeugung eines Bürgerheeres zu reduzieren, erscheint mir daher äußerst fraglich. Nicht die Abstammung²⁷⁸, sondern der Familienstand des Soldaten ist ausschlaggebend in Lenz' Modell. Nur durch ihn kann er standhaft gemacht werden.

²⁷⁷ Ebd. S. 818 f.

²⁷⁸ Lenz empfiehlt die Personalunion von Soldat und Bürger, doch nimmt diese Frage wenig Raum bei ihm ein. Sie ist auch weniger originell, als viele Interpreten annehmen. Theoretisch ist dieses Modell bereits von Abbt, den Lenz höchstwahrscheinlich las, bearbeitet und in Virginia am 12.06.1776 rechtlich umgesetzt worden. Schwieriger als die Entwicklung des Modells war überhaupt dessen Umsetzung. Das Söldnerheer, ein Erbe des Absolutismus, abzuschütteln, hat selbst das revolutionäre Bürgertum Frankreichs gar nicht beabsichtigt: „Mit dem Dekret vom 16. Dezember 1789 entschied das Bürgertum [in Frankreich – R. R.], daß der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht nicht zu seinem Ideengut gehöre, weil sie mit der Freiheit und Würde des Individuums unvereinbar sei.“ Wohlfeil, Rainer: Vom Stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht. 1789 – 1814 (= Handbuch zur deutschen Militärgeschichte. 1648 – 1939. Hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt d. Othmar Hackl und Manfred Messerschmidt, Gesamtedaktion d. Gerhard Rapke und Wolfgang Petter. Band 2). München 1975. S. 39. Das nach 1793 so erfolgreiche Bürgerheer war eine unfreiwillige Notlösung aus Mangel an Freiwilligen. Vgl. ebd. S. 54 f. Zu Amerika vgl. ebd. S. 37.

5. Schlussbetrachtungen

„Wir sind gescheitert. Auf zum besseren Scheitern!“ (Roland Barthes)

In dieser Arbeit ging es mir vornehmlich darum, den Zusammenhang zwischen Literatur und Militär im 18. Jahrhundert exemplarisch zu beleuchten. Die systemtheoretische Herangehensweise habe ich zu diesem Zwecke gewählt, weil sie mir die geeignetste Theoriesprache für die Beschreibung dieser zwei Sozialsysteme und ihrer Interaktion (da sie als autopoietische Systeme identifiziert werden konnten, genauer: Interpenetration) zu bieten scheint. Nach kürzeren Ausführungen zum vergleichsweise wenig komplexen Fall unidirektionaler Einflussnahme (insbesondere am Beispiel von Kant), habe ich mich dabei vor allem auf Lenz und seine Werke konzentriert, da in ihnen eine bidirektionale Interaktion zwischen Kunst- und Militärsystem anvisiert wird. Der sowohl biographisch, als auch in seiner Theoriebildung und seinem literarischen Schaffen nachhaltig durch das Militär geprägte Lenz bemüht sich darum, seinerseits durch Einsichten der Kunst das zeitgenössische Militärsystem zu reformieren. Sein Versuch, durch das Drama „Die Soldaten“ direkt in die außerliterarische Wirklichkeit, d. h. in die Systemoperationen in der Systemumwelt der Kunst, einzugreifen, muss als gescheitert angesehen werden. Zugleich aber hat die durch das Drama gewährte „anschauende Erkenntnis“ zur Weiterentwicklung des Reformvorhabens beigetragen, welches dementsprechend die im Drama befindlichen Diskurse weiter- und in einen neuen Lösungsvorschlag überführt.²⁷⁹

²⁷⁹ So auch Pautler, Stefan: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang (= Religiöse Kulturen der Moderne. Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger). Gütersloh 1999. S. 246: „Die Kontroverse zwischen der Gräfin und dem Obristen

In seinem Traktat „Über die Soldatenehen“ zieht Lenz in vielfacher Hinsicht die Konsequenzen dieses Fehlschlags: Er positioniert sich nicht mehr als Künstler, sondern als Philosoph, nimmt gar zeitweilig den Standpunkt des Königs ein. Überhaupt versucht er, die Standpunkte der verschiedenen am Reformprojekt zu beteiligenden Parteien zu antizipieren, um den jeweiligen Binärkode der zu interessierenden Systeme zu ermitteln und ihm zu genügen. Um die Annahmewahrscheinlichkeit zusätzlich zu erhöhen, greift er auf den Einsatz symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien zurück. Und die Kunst, etwa sein eigenes Drama, hat von der Perspektive des Reformprojekts aus (d. i. ex post), nur noch Irritationsfunktion.²⁸⁰ Aber auch mit dieser Schrift gelang es Lenz nicht, den zeitweise günstigen Augenblick für sich und sein Projekt zu nutzen.²⁸¹

Vielleicht hilft die Systemtheorie, das Scheitern von Lenz' Soldatenprojekt zu verstehen. Zunächst fällt operative (direkte) Einflussnahme kategorisch durch die Tatsache der Autopoiesis des Militärsystems aus. Sodann gestaltet sich aber auch die indirekte Einflussnahme über das politische System (die Fürsten und Könige, an die Lenz seine Schrift adressierte) schwierig, da beider Binärcodes getroffen werden müssen. Ob die finanziellen Rechnungen überzeugend gewesen wären, vermag ich nicht zu beurteilen. Die Begründung des Reformvorhabens mit mehr Schlagkraft (bzw. Macht) des Heeres durch emotionale Bindung der Kampfverbände könnte im Schrifttum der Zeit

wird nicht weitergesponnen, das Stück endet mit einem ungelösten Konflikt. Die inhaltliche Weiterentwicklung bleibt der theoretischen Abhandlung „Über die Soldatenehen“ vorbehalten [...]

²⁸⁰ Im „Avantpropos“ schreibt er: „Alle diese Überlegungen haben mich veranlaßt, ein Theaterstück zu schreiben, in dem ich mit den fabelhaftesten Farben die Unordnung dargelegt habe, die das Militär unmerklich und wie eine Seuche in unsere bürgerliche Gesellschaft einführt, um die Neugierde des Publikums zu erwecken, damit es den Heilmitteln, die ich gegen diese unvermeidlichen und früher oder später dem ganzen menschlichen Geschlecht verderblichen Übel verschreiben werde, mehr Aufmerksamkeit schenkt.“ Zitiert nach der Übersetzung von Hill, David: J. M. R. Lenz' ‚Avantpropos‘ zu den ‚Soldatenehen‘. In: Lenz-Jahrbuch. Sturm-und-Drang-Studien. Band 5 (1995). Hrsg. v. Christoph Weiß. St. Ingbert 1995. S. 17.

²⁸¹ Vgl. Wilson, Daniel W.: Zwischen Kritik und Affirmation. Militärphantasien und Geschlechterdisziplinierung bei J. M. R. Lenz. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar 1994. S. 49 f.

untergegangen sein.²⁸² Ohnehin jedoch gestaltet sich derart vermittelte Irritation ausgesprochen schwierig.

Und dabei ist m. E. gerade Lenz' Modell der Komposition eines willkürlichen Tanzes ein wahrhaft revolutionäres, das weder in aufklärerischem Glauben an die Vernunft, noch in romantischer Reaktion auf diesen aufgeht, sondern eher schon auf unsere Zeit hinausweist, in der das „freie“ Subjekt entweder als solches einkalkuliert oder gleich für tot erklärt wird. Es mag die Einsicht in die Autopoiesis sozialer Systeme gewesen sein, die Lenz zur Einsicht in die der psychischen Systeme geführt hat. In jedem Falle lässt sich diese Einsicht m. E. nicht nur regulativ, sondern auch emanzipatorisch einsetzen. Wenn bei Lenz vorrangig ersteres versucht wurde, so mag nun, jenseits von Lenz, letzteres auf der Agenda stehen.

²⁸² Auf dieses verweist Crefeld, Martin van: *The Art of War. War and Military Thought*. London 2000. S. 111: „From about 1770 on, [...] the nascent romantic movement, which insisted that the emotions of the heart, not the calculations of the merely mechanical brain, stood at the centre of human life.“

6. Literatur

Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben.* Frankfurt am Main 1969.

Adorno, Theodor W.: *Ästhetische Theorie.* Frankfurt am Main 1973.

Aristoteles: *Poetik. Griechisch und Deutsch.* Hrsg. v. Günther Schmidt. Übers. v. Walter Schönherr. Leipzig 1979.

Baecker, Dirk: *Wozu Systeme?* Berlin 2002.

Barthes, Roland: *Mythen des Alltags.* Frankfurt am Main 2003.

Baßler, Moritz: *Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur.* In: *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur.* Hrsg. v. Moritz Baßler. Tübingen, Basel 2001. S. 7 – 28.

Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau.* Reinbek bei Hamburg 2004.

Berghaus, Margot: *Luhmann leicht gemacht.* Köln 2003.

Becker-Cantarino, Barbara: *Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500 – 1800).* Stuttgart 1987.

Brecht, Bertolt: *Kleines Organon für das Theater.* In: *Brecht, Bertolt: Theaterarbeit.* Chur – Zürich – Berlin. 1947 – 1956. Frankfurt am Main 1994.

Briefe von und an J. M. R. Lenz. *Gesammelt und hrsg. v. Karl Freye und Wolfgang Stammler.* Zwei Bände. Bern 1969.

Bürger, Peter: *Theorie der Avantgarde.* Frankfurt am Main 1974.

Crefeld, Martin van: *The Art of War. War and Military Thought.* London 2000.

Damm, Sigrid: *Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz.* Frankfurt am Main, Leipzig 1992.

De Man, Paul: *Aesthetic Ideology.* Hrsg. v. Andrzej Warminski. Minneapolis 1996.

Diffey, Norman R.: *Jakob Michael Reinhold Lenz and Jean-Jacques Rousseau (= Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik, Band 104).* Bonn 1981.

Doody, Margaret A.: *Introduction.* In: *Richardson, Samuel: Pamela or Virtue rewarded.* London 2003. S. 7 – 20.

Durchhardt, Heinz: *Deutsche Verfassungsgeschichte 1495 – 1806.* Stuttgart 1991.

Eisenstein, Elisabeth L.: Die Druckerpresse. Kulturrevolution im frühen modernen Europa. Wien, New York 1997.

Erläuterungen und Dokumente. J. M. R. Lenz: Die Soldaten. Hrsg. v. Herbert Krämer. Stuttgart 1985.

Flaccus, Quintus Horatius: Ars poetica. Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch. Hrsg. u. übers. v. Eckart Schäfer. Stuttgart 2002.

Florinus, Franciscus Philippus: Der kluge und rechtsverständige Hausvater. Ratschläge, Lehren und Betrachtungen des Franciscus Philippus Florinus. Hrsg. v. Ingrid Möller. Berlin 1988.

Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main 1981.

Foucault, Michel: Vorrede zur Überschreitung. In: Critique, Nr. 195 – 196. o. O. 1963. S. 320 – 342.

Frericks, Hanns: Zur Theorie des ‚gerechten Krieges‘. Genese – Entwicklung – gegenwärtige Diskussion. 2002. Abrufbar im Internet unter <http://www.fv-ethik.de/laender/bw/Gerechter%20KriegVortragFrericks.htm>. (Abgerufen am 05.04.06.)

Gadamer, Hans-Georg: Gesammelte Werke. Band 1: Hermeneutik 1. Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1990.

Glaser, Horst Albert: Bordell oder Familie? Überlegungen zu Lenzens ‚Soldatenehen‘. In: J. R. M. [sic!] Lenz als Alternative? Positionsanalysen zum 200. Todestag. Hrsg. u. eingel. v. Karin A. Wurst. Köln, Weimar, Wien 1992. S. 112 – 122.

Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München 2001.

Graf, Roman: ‚Die Folgen des ehlosen Standes der Herren Soldaten‘: Male Homosocial Desire in Lenz's Die Soldaten. In: Space to Act: The Theater of J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Alan C. Leidner und Helga S. Madland. Columbia 1993. S. 35 – 44

Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Hrsg. v. d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Bearbeitet v. d. Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuchs zu Berlin. Band 11: TREIB – TZ. Leipzig 1965. S. 434 – 452.

Hallensleben, Sylvia: ‚Dies Geschöpf taugt nur zur Hure...‘. Anmerkungen zum Frauenbild in Lenz' Soldaten. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar: Metzler 1994. S. 225 – 242.

Was das Schöne sei. Klassische Texte von Platon bis Adorno. Hrsg. v. Michael Hauskeller. München 1999.

Hempel, Britta: Lenz‘ ‚Loix des femmes Soldats‘. Erzwungene Sittlichkeit in einer ‚schraubenförmigen Welt‘. In: Die Wunde Lenz. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Redigiert v. Horst Wenzel. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2003. S. 373 – 387.

Hill, David: Die Arbeiten von Lenz zu den Soldatenehen. Ein Bericht über die Krakauer Handschriften. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar 1994. S. 118 – 131.

Hill, David: J. M. R. Lenz‘ ‚Avantpropos‘ zu den ‚Soldatenehen‘. In: Lenz-Jahrbuch. Sturm-und-Drang-Studien. Band 5 (1995). Hrsg. v. Christoph Weiß. St. Ingbert 1995. S. 7 – 21.

Hogarth, William: Analyse der Schönheit. Dresden 2002.

Hungerige, Heiko/ Borg-Laufs, Michael: „Liebe“ im konstruktivistischen Diskurs. What`s love got to do with it? In: Wissen und Wirklichkeit. Beiträge zum Konstruktivismus. Eine Hommage an Ernst von Glasersfeld. Hrsg. v. Gebhard Rusch. Heidelberg 1999. S. 198 – 244.

Jung, Werner: Kleine Geschichte der Poetik. Hamburg 1997.

Kagel, Martin: Strafgericht und Kriegstheater. Studien zur Ästhetik von Jakob Michael Reinhold Lenz (= Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft. Band 56. Hrsg. v. Karl Richter, Gerhard Sauder und Gerhardt Schmidt-Henkel). St. Ingbert 1997.

Kamiensky, Caroline Friederike von: Meine Erfahrungen von den Folgen der Lektüre. An einen Freund. In: Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen. Hrsg. v. Elke Kleinau und Christine Mayer. Weinheim 1996. S. 187 – 191.

Kant, Immanuel: Kritik der Urtheilskraft. In: Kants gesammelte Schriften. Hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften [Leitung der Kantkommision: Wilhelm Dilthey]. Erste Abtheilung: Werke. Band V: Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urtheilskraft. Berlin 1913. S. 165 – 485.

Kant, Immanuel: Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Hrsg. v. Dieter Bergner. Mit einer Einl. v. Georg Mende. Leipzig 1954.

König, Oliver: Sexualität. In: Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Hrsg. v. Bernhard Schäfers und Wolfgang Zapf. Bonn 2001. S. 573 – 583.

Krause, Detlef: Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann mit über 500 Stichworten. Stuttgart 2001.

Krauss, Werner: Aufklärung II: Frankreich. Berlin (Ost) 1987.

Krieger, Karl-Friedrich: König, Reich und Reichsreform im Spätmittelalter. Band 14. München 1992.

Kröger, Alfred: ça ira! Die Französische Revolution in Tatsachenberichten deutscher Zeitungen. Berlin 1939.

La Mettrie, Julien Offray de: Der Mensch eine Maschine. Stuttgart 2001.

La Rochefoucauld, François de: Reflexionen oder Moralische Sentenzen und Maximen. In: Die französischen Moralisten. La Rochefoucauld, Vauvenargues, Montesquieu, Chamfort. Hrsg. v. Fritz Schalk. Leipzig 1962. S. 61 – 120.

Laurence, Anne: Women in England. 1500 – 1760. A social history. London 1994.

Lehmann, Johannes F.: Glückseligkeit. Energie und Literatur bei J. M. R. Lenz. In: Die Wunde Lenz. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Redigiert v. Horst Wenzel. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2003. S. 285 – 305.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Catharina von Siena. Ein Künstlerschauspiel. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 1. München, Wien 1987. S. 421 – 472.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Der Engländer. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 1. München, Wien 1987. S. 317 - 337.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Gedichte. Hrsg. v. Hellmut Haug. Stuttgart 1984.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung. Eine Komödie. Stuttgart 2003.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen (1780). Faks.-Dr. der Ausg. Frankfurt am Main und Leipzig 1780. Hrsg. u. m. e. Nachw. v. Christoph Weiß. St. Ingbert 1994.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart 1999.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Supplement zur Abhandlung vom Baum des Erkenntnisses Gutes und Bösen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 514 – 522.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Natur unseres Geistes. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 619 – 624.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Über die Soldatenehen. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 787 – 827.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Versuch über das erste Principium der Moral. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 2. München, Wien 1987. S. 499 – 514.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Der verwundete Bräutigam. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Sigrid Damm. Band 1. München, Wien 1987. S. 7 – 39.

Lessing, Gotthold Ephraim: Hamburgische Dramaturgie. In: Lessings Werke in fünf Bänden. Vierter Band: Hamburgische Dramaturgie. Hrsg. v. den nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Berlin, Weimar 1978.

Lilienthal, Markus: Soziale Systeme. Die Gesellschaft der Gesellschaft. In: Gamm, Gerhard/ Hetzel, Andreas/ Lilienthal, Markus: Hauptwerke der Sozialphilosophie. Stuttgart 2001. S. 267 – 289.

Lützel, Paul Michael: Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten (1776). In: Interpretationen. Dramen des Sturm und Drang. Stuttgart 1987. S. 129 – 159.

Luhmann, Niklas: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. In: Luhmann, Niklas: Soziologische Aufklärung. Band 2. Opladen 1975. S. 170 – 192.

Luhmann, Niklas: Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Hrsg. v. Dieter Lenzen. Frankfurt am Main 2002.

Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1998.

Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997.

Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt am Main 1994.

Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main 1987.

Luserke, Matthias: Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung. Stuttgart, Weimar 1995.

Luserke, Matthias: J. M. R. Lenz. Der Hofmeister – Der neue Menoza – Die Soldaten. München 1993.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Stuttgart: Reclam 1997.

- Martin, Ariane: Ehediskurs im Sturm und Drang. Das Einladungsgedicht *Zur Hochzeit zweier Täubgen* von J. M. R. Lenz. In: Lenz-Jahrbuch. Sturm-und-Drang-Studien. Band 10/11 (2000/2001). Hrsg. v. Matthias Luserke-Jaqui. St. Ingbert 2003. S. 303 – 326.
- Mattenkloft, Gerd: Sexualität und Leidenschaft. In: Lust und Liebe. Wandlungen der Sexualität. Hrsg. v. Christoph Wulf. München, Zürich 1985. S. 216 – 235.
- Mc Luhan, Marshall: Die Gutenberggalaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Reading Mass. 1995.
- Merton, Robert K.: Inter marriage and the Social Structure: Fact and Theory. In: The Family: Its Structure and Functions. Hrsg. v. Rose Laub Coser. New York 1964. S. 128 – 152.
- Milow, Margarethe E.: Mein Leben. Ein Vermächtnis für meinen Mann und meine Kinder. In: Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts. Eine kommentierte Quellensammlung zur Bildungs- und Berufsbildungsgeschichte von Mädchen und Frauen. Hrsg. v. Elke Kleinau und Christine Mayer. Band 2. Weinheim 1996. S. 181 – 185.
- Montgomery, Charles Viscount of Alamein: Kriegsgeschichte. Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge. Freiburg 2002.
- Münkler, Herfried: Die neuen Kriege. Reinbek bei Hamburg 2003.
- Neissl, Julia: Frauen, die das Geschick des Staates lenken. Geschlechterpositionen bei ‚Libussa‘ und ‚Penthesilea‘. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 3. Folge, Band 20 (1997 – 2002): Mit Franz Grillparzer ins dritte Jahrtausend. Hrsg. v. Robert Pichl und Hubert Reitterer. Wien 2002. S. 240 – 277.
- Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft. Frankfurt am Main, Leipzig 2000.
- Niggel, Günter: Ständebild und Ständekritik in Lenzens sozialen Dramen ‚Der Hofmeister‘ und ‚Die Soldaten‘. In: Die Wunde Lenz. J.M.R. Lenz: Leben, Werk und Rezeption. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Redigiert v. Horst Wenzel. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M., New York, Oxford, Wien 2003. S. 145 – 153.
- Nussbaum, Martha C.: Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge. In: Nussbaum, Martha C.: Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge. Drei philosophische Aufsätze. Übers. v. Joachim Schulte. Stuttgart 2002. S. 163 – 233.
- Parsons, Talcott: The Structure of Social Action. New York 1937.
- Pautler, Stefan: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietistische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im Sturm und Drang (= Religiöse Kulturen der Moderne. Hrsg. v. Friedrich Wilhelm Graf und Gangolf Hübinger). Gütersloh 1999.

Peters, Bernhard: Normative Theorien und soziale Empirie. In: Das Interesse der Vernunft. Rückblicke auf das Werk von Jürgen Habermas seit ‚Erkenntnis und Interesse‘. Hrsg. v. Stefan Müller-Doohm. Frankfurt am Main 2000. S. 275 – 298.

Rapke, Gerhard: Von der Miliz zum Stehenden Heer. Wehrwesen im Absolutismus. 1648 – 1789 (= Handbuch zur deutschen Militärgeschichte. 1648 – 1939. Hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt d. Othmar Hackl und Manfred Messerschmidt, Gesamtdirektion d. Gerhard Rapke und Wolfgang Petter. Band 1). München 1975.

Richardson, Samuel: Pamela or Virtue rewarded. London 2003.

La Rochefoucauld, François de: Reflexionen oder Moralische Sentenzen und Maximen. In: Die französischen Moralisten. La Rochefoucauld, Vauvenargues, Montesquieu, Chamfort. Hrsg. v. Fritz Schalk. Leipzig 1962. S. 24 – 168.

Rousseau, Jean-Jacques: Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen. Stuttgart 1998.

Rousseau, Jean-Jacques: Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts. Stuttgart 1998.

Sade, Donatien Alphonse François Marquis de: Justine oder Die Leiden der Tugend. Frankfurt am Main, Leipzig 1990.

Schäfer, Eckart: Nachwort. In: Flaccus, Quintus Horatius: Ars poetica. Die Dichtkunst. Lateinisch/Deutsch. Hrsg. u. übers. v. Eckart Schäfer. Stuttgart 2002. S. 55 – 67.

Schelsky, Helmut: Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft. Hamburg 1957.

Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. In: Schiller, Friedrich: Über Kunst und Wirklichkeit. Schriften und Briefe zur Ästhetik. Leipzig 1985. S. 230 – 331.

Schmalhaus, Steffen: Literarische Anspielungen als Darstellungsprinzip. Studien zur Schreibmethodik von Jakob Michael Reinhold Lenz. Münster, Hamburg 1994

Schneider, Norbert: Geschichte der Ästhetik von der Aufklärung bis zur Postmoderne. Eine paradigmatische Einführung. Stuttgart 2002.

Scholz, Wolfgang: Abbildung und Veränderung durch das Theater im 18. Jahrhundert. Hildesheim, New York 1980.

Sedlmayr, Hans: Die Revolution der modernen Kunst. Köln 1996.

Segler-Meißner, Silke: Zwischen Empfindsamkeit und Rationalität. Der Dialog der Geschlechter in der Aufklärung. Berlin 1998.

Sigusch, Volkmar: Trieb und Bewußtsein. In: Lust und Liebe. Wandlungen der Sexualität. Hrsg. v. Christoph Wulf. München, Zürich 1985. S. 74 – 90.

Sigusch, Volkmar: Kritik der Sexualität. In: Vom Guten, das noch stets das Böse schafft. Kriminalwissenschaftliche Essays zu Ehren von Herbert Jäger. Hrsg. v. Lorenz Böllinger und Rüdiger Lautmann. Frankfurt am Main 1993. S. 140 – 148.

Unger, Thorsten: Handeln im Drama. Theorie und Praxis bei J. Chr. Gottsched und J. M. R. Lenz (= Palaestra. Untersuchungen aus der deutschen, englischen und skandinavischen Philologie. Begründet v. Erich Schmidt und Alois Brandel. Hrsg. v. Dieter Cherubim u. a. Band 295. Hrsg. v. Horst Turk). Göttingen 1993.

Watt, Ian: The New Woman: Samuel Richardson's Pamela. In: The Family: Its Structure and Functions. Hrsg. v. Rose Laub Coser. New York 1964. S. 267 – 289.

Weber, Niels: Literatur als System. Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation. Opladen 1992.

Wenzel, Harald: Die Ordnung des Handelns. Talcott Parsons' Theorie des allgemeinen Handlungsystems. Frankfurt am Main 1991.

Wiesflecker, Hermann: Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit. Band 5. München 1992.

Wilson, Daniel W.: Zwischen Kritik und Affirmation. Militärphantasien und Geschlechterdisziplinierung bei J. M. R. Lenz. In: ‚Unaufhörlich Lenz gelesen ...‘. Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz. Hrsg. v. Inge Stephan und Hans-Gerd Winter. Stuttgart, Weimar 1994. S. 52 – 85.

Windfuhr, Martin: Nachwort. In: Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Eine Komödie. Stuttgart: Reclam 1999. S. 75 – 79.

Wohlfeil, Rainer: Vom Stehenden Heer des Absolutismus zur Allgemeinen Wehrpflicht. 1789 – 1814 (= Handbuch zur deutschen Militärgeschichte. 1648 – 1939. Hrsg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt d. Othmar Hackl und Manfred Messerschmidt, Gesamtdirektion d. Gerhard Rapke und Wolfgang Petter. Band 2). München 1975.

Wunder, Heide: ‚Er ist die Sonn', sie ist der Mond‘. Frauen in der Frühen Neuzeit. München 1992.

Zierath, Christoph: Moral und Sexualität bei Jakob Michael Reinhold Lenz. St. Ingbert 1995.